

bsz

bärner studizytig

AZB CH-3012 Bern

bärner studizytig #18 Dezember 2019

- **Eat! Save! Love!**
- **Im Dienste der Verstorbenen**
- **Vorweihnachtliche Gedanken**
- **Swag & Pride**
- **Im Gespräch mit Renato Kaiser**
- **SUB-Seiten: Stadt für alle!**



50 Jahre Mondlandung –
bekommt die Uni Bern
endlich die Aufmerksamkeit,
die sie verdient?

Der Bund

Für Leser.

70% Studenten-Rabatt.
Jetzt bestellen:
campus.derbund.ch

Editorial

#18

Liebe Freund*innen des Doppelpunkt fetischismus,

«Nie mehr darf ich Arme dich schauen, *studizytig #18*», beklagt Antigone in der gleichnamigen Tragödie Sophokles' ihr Schicksal. Ihr Lebenden hingegen habt nach wie vor das Vergnügen. Ein solches ist – so zumindest der Völk*innenmund – auch der Verzehr von Fondue und Raclette. Auch wir tunken in der vorweihnachtlichen Weiss- und Glühwein-Betrunkenheitszeit, die eine oder andere Gabel Brot ins Caquelon oder schieben eine Scheibe Käse ins Öfelchen.

Neben ausufernden Feierlichkeiten geben wir uns aber auch den wirklich wichtigen Dingen des Lebens hin: (Hier, extra, um bei euch Fetischisten gleich doppelt zu punkten) Wir denken über Tod und Leben nach, geben uns dem Konsum hin – denken über Food Saving nach und erleben Hip Hop zum Jahresende mal ganz anders. Damit retten wir vielleicht nicht die Welt, aber denken zumindest darüber nach. Und während alenthalben schwarzmalende Expert*innen den Leibhaftigen an die Wand malen und das Ende des Journalismus prophezeien, flüchten wir uns in die Lyrik. Damit wir nicht vollends in der Winterdepression untergehen (und auch ihr nicht, die ihr Vitamin D unterernährt durch die Bibliotheken schlurft), trafen wir uns mit Renato Kaiser zum Gespräch, um uns von seinem wohlthuend warmen Lachen beschallen zu lassen. Dazwischen sprachen wir über das Was und Wie von Satire, seiner Liebesbeziehung und Duschbrausen. Und während die Heilsarmee lange Lieder spielt, schlagen wir euch lieber lange Leader um die filzbedeckten Ohren – Doppelpunkte und Gedankenstriche.

Auf dass eure Weihnachtsguetzlifinger Fettflecken beim Umblättern dieser Seiten hinterlassen.

Eure bärner *studizytig*

inägspienzlet	4
– Eat! Save! Love!	
vonanggno	11
– Im Dienste der Verstorbenen	
es wiehnächtelet	15
– Vorweihnachtliche Gedanken	
guet gspittet	19
– Swag & Pride	
plöderlet	22
... mit Renato Kaiser	
höcheri äbeni	28
– durch Welten wandeln	
wärweiseä	30
grümschelichischtä	31
sub-seiten	32
– Plötzlich diese Einigkeit	
– Stadt für alle!	

Eat! Save! Love!

Wir lernen es eigentlich von klein auf: Isst du den Teller leer, scheint morgen die Sonne. Trotzdem fallen in der Schweiz jährlich 2,8 Millionen Tonnen Foodwaste an. Ein Verlust, der grösstenteils vermeidbar wäre. Zwei Studentinnen machen sich auf die Suche nach mehr Sonne, krummen Rüebli, Pudding und Brot aus der Tonne.

Im Hinterhof unseres Konsums

23:09 Uhr

Irgendwo in Bern, später November. Ein Supermarkt, sein Müll und die Nacht, die uns umgibt. Unsere Räder haben wir in sicherer Entfernung unauffällig hingestellt, sind im Gänsemarsch den Bewegungsmeldern ausgewichen und stehen nun vor den Resten, die der Grosshändler für die Entsorgung bereitgestellt hat. Was denkt sich eine 22 Jahre junge Studentin, wenn sie zum ersten Mal in ihrem Leben im Müll wühlt? Erstens: Das hier ist sicher kein Müll. Und zweitens: Warum habe ich das nicht schon längst getan?

Da bin ich nicht die Erste. «Auf einer persönlichen Ebene ist es natürlich vor allem lustig.» Alain*, der selber Student ist und mindestens einmal in der Woche containern geht, grinst. Angefangen hat alles vor fünf Jahren mit «einer kritischen Masse an gleichgesinnten Unfugtreibern.» Sie haben sich bunt angezogen und haben mit Lärm und Karacho das Gelände des Supermarkts erkundet. So hätten sie im Fall einer Entdeckung immer noch die Entschuldigung gehabt, total betrunken zu sein. Möglichst auffällig, möglichst harmlos – eine ziemlich sichere Variante, um eine mögliche Location erst einmal zu rekonoszieren, meint Alain. Seither ist das «Nachteinkaufen» Teil seiner Wochenstruktur geworden. Nicht mehr etwas Aussergewöhnliches, aber immer noch etwas,

das Vergnügen bereitet. «Es macht einfach Spass, mich um halb elf abends aufs Velo zu schwingen, um in 25 Minuten den Wocheneinkauf zu machen, und dabei wie bei einem Überraschungsei einfach das mitzunehmen, was halt dort ist.»

23:10 Uhr

Es ist ein bisschen wie Weihnachten und Geburtstag zusammen. Schicht um Schicht gräbt man sich durch die weggeworfenen Lebensmittel. Da gibt es Grittibänze, frisch, wahrscheinlich erst wenige Stunden zuvor aufgebacken, Schoggigipfeli, ganze Ananas, Bananen nach Bananen, Pudding. Es gibt Zitronen, unzählige Packungen geschnittenen Salat, Joghurt drinks, Zopf, Käse,

Es ist ein bisschen wie Weihnachten und Geburtstag zusammen.

geschnittenen Kürbis und Fleisch. Fleisch macht fast die Hälfte der ganzen Lebensmittel aus. Es gibt Falafel, gebratenes Poulet, es gibt ein Sweet'n' Sour Gericht, das nach der Angabe auf der Verpackung am selben Tag um viertel nach vier abgepackt wurde. Sieben Stunden später liegt es schon im Müll. Keines der Lebensmittel weist Spuren von Fäulnis auf. It's a mad, mad world.

In der Schweiz fallen nach Angaben des Bundesamts für Umwelt jährlich gute 2,8 Millionen Tonnen Lebensmittelverluste an, zwei Drittel davon wären vermeidbar. Die Detail- und Grosshändler nehmen dabei allerdings nur einen kleinen Anteil von 8 Prozent ein, die grössten Umweltsünder sind Haushalte mit 38 Prozent und die Lebensmittelverarbeitung mit 27 Prozent. Von den etwa 100'000 Tonnen Lebensmitteln, die als Abfall bei den Grosshändlern wie Migros, Aldi und Coop anfallen, wird ein Grossteil zu Biogas bzw. Tierfutter verarbeitet oder an Organisationen wie «Tischlein deck dich» oder die «Tafel» gespendet. Nur ein kleiner Teil, etwa drei Prozent der 100'000 Tonnen, landet im Müll. Vor Ort stellen diese drei Prozent dann allerdings doch eine ziemliche Menge dar.

23:17 Uhr

Obwohl wir nur einen Bruchteil der Lebensmittel genommen haben, sind unsere Rucksäcke bis zum Bersten gefüllt. Bevor wir gehen, verwischen wir alle Spuren. Nichts darf zurückgelassen werden, alles sollte so aussehen wie zuvor. Noch der kleinste Erdklumpen wird beseitigt. Eine Unachtsamkeit kann Konsequenzen für jeden weiteren Besuch haben. Die Filiale eines Grosshändlers in Bern war eine Zeit lang so beliebt zum Containern, dass die Container schliesslich abgeschlossen wurden. Bevor wir loslaufen, schauen wir nochmals, ob die Luft rein ist. Biegt ein Lieferwagen im falschen Moment um die Ecke, stehen wir ungeschützt im Scheinwerferlicht. Aber nichts ist in Sicht. Los. Und schon sind wir wieder bei den Rädern und fahren in die Nacht.



Alain glaubt, dass es durchaus Mitarbeiter*innen gibt, die wissen, dass hier gecontainert wird. Soweit wurden allerdings vonseiten der Filiale noch keine Schutzmassnahmen ergriffen. Trotzdem seien sie vorsichtig geworden, wenn sie auf ihre Einkaufstour mitnehmen und wenn nicht. Letztlich macht sich auch in der Schweiz straffällig, wer das Gelände von Supermärkten unbefugt betritt. Auch wenn der Müll offiziell nicht mehr Eigentum der

schlechte Seite des Systems aus, die es eigentlich besser gar nicht gäbe. Aus einer rationalen Perspektive sei ein Konzept wie Foodsharing viel geeigneter, um gegen Lebensmittelverschwendung vorzugehen. Legal, systematisch und für alle zugänglich. Nicht alle «Nachtkäuser*innen» sind dieser Meinung. Viele betonen den Protest, das Zeichen, das sie damit gegen eine übermässige Konsumgesellschaft setzen. Sicher ist: unterstützt wird das System da-

Gängen zwar getrennte Mülleimer aufstellen, dahinter aber sauber gehäckselt alles in die gleiche Tonne werfen: egal ob Kassenzettel, Fleisch, Gemüse, Veloreifen. Frei nach dem Motto: Wenn Greenwashing zu Greenshredding wird. Meine Urgrosseltern, die noch Eichelkaffee gekocht und Eier im Wasserglas eingelegt haben, um sie länger haltbar zu machen, würden sich wohl im Grab umdrehen.

00:04 Uhr

Zuhause angekommen, sortieren wir unseren Fund, waschen die vier Ananas, die in etwas Käsigem gelegen haben und frieren einen Grossteil der 35 Bananen ein. Dabei stosse ich zuhinterst in meinem Kühlschranksfach auf einen grossen Becher Joghurt. Er ist noch zu Hälfte gefüllt, aber schon leicht mit Schimmel überzogen. Gut gemacht, denke ich, werfe das Joghurt fort und räume die geretteten Puddings ein. 38 Prozent des Foodwastes entsteht bei dir und mir zuhause. Und wir spenden weder an die Tafel noch machen wir Tierfutter daraus. Im besten Fall kompostieren wir richtig.

When people run in circles, it's a very, very – mad world. Gary Jules hat recht.

Es wird wohl Zeit, die Nase in die eigene Tonne zu stecken. text: janine schneider; illustration: lisa linder

*Name geändert

«Eine nachhaltige Lösung gegen Foodwaste und Überproduktion ist Containern auf keinen Fall.»

Unternehmen ist. Folge ist meistens eine Geldstrafe um die 1000 Franken. Oft kommen die Betroffenen aber auch glimpflich davon.

«Eine nachhaltige Lösung gegen Foodwaste und Überproduktion ist Containern auf keinen Fall», stellt Alain von Anfang an klar. «Deshalb fühlen wir uns auch nicht dafür verantwortlich, andere Leute dafür zu sensibilisieren.» Schliesslich, da ist er sehr kritisch, ändere man durch das «Nachteinkaufen» nichts am System. Im Gegenteil – man nutze eine

durch nicht, untergraben auch nicht. Dafür, so Alain, können sie die durchs Containern gewonnene Zeit und Ressourcen in Eigenprojekte stecken, die wiederum vielen Leuten zugute kommen. Soziales Engagement dank einer übermässigen Konsumgesellschaft.

23:41 Uhr

Der Himmel ist rot erleuchtet von den Strassenlichtern. Während wir fahren, geistern absurde Geschichten um uns herum. Von Einkaufszentren, die in ihren

Restlos glücklich

Es ist einfach, mit dem Finger auf die grossen Lebensmittelunternehmen zu zeigen – doch ebendieser Finger ist mitunter für rund die Hälfte der Umweltbelastungen verantwortlich, welche durch Food Waste anfallen. Die Frage nach dem Konsumverhalten eines jede*n Einzelnen ist also extrem relevant.

Doch der Weg zum eigenen nachhaltigen Konsumverhalten ist steinig und die Lösungsvorschläge diffus: Kaufe ich jetzt die zusätzlich in Plastik eingeschweisste Bio-Gurke oder ist die unverpackte Regional-Gurke aus weniger ökologischem Anbau die nachhaltigere Option? Und warum kann ich eigentlich nicht einfach eine unverpackte Bio-Gurke haben? Und warum gibt es im Supermarkt eigentlich keine unverpackten Bio-Gurken, obwohl die Nachfrage danach gross ist, wie ich in diversen Online-Foren feststellen konnte?

Verschiedene Nachhaltigkeits-Apps versprechen, Abhilfe zu schaffen. In Anbetracht der laufenden Klimadebatte habe ich etwas genauer in die Angebote der Stadt Bern inägspienzlet.

Jede Portion zählt

«Too-good-to-go» ist eine App, mit welcher «Überraschungstüten» erworben und in einer vorgegebenen Frist abgeholt werden können. Die Tüten werden mit allen möglichen Lebensmitteln und Menüs gefüllt, welche bis Ladenschluss noch nicht verkauft werden konnten. Ein simples Prinzip mit grossem Effekt: 723.267 Mahlzeiten konnten in der Schweiz so schon gerettet werden (Stand: 04.12.2019).

Egal ob Bäckerei, Sushi-Shop oder indisches Take-Away, auf der App lassen sich allerhand Angebot mit massiv vergünstigten Menü-Preisen finden. Die Zahlung erfolgt jeweils direkt über die App und die Abholung muss zuletzt nur noch durch einen Swipe auf der App bestätigt werden. Kein Wunder, dass das Interesse in den letzten Monaten und Jahren stetig zugenommen hat.

Doch mit diesem Angebot und dem damit einhergehenden Hype wurde auch eine Nachfrage geschaffen. So haben diverse Nutzer schon davon berichtet, dass

noch zusätzliche Portionen für sie zubereitet wurden, oder dass die App-Verkäufe bereits im Vorfeld einberechnet werden – eine Möglichkeit aus der vorliegenden Trendsituation einen Profit zu schlagen, aber keinesfalls das, was mit der App bezweckt werden soll. Doch wie lässt sich eine solche Entwicklung stoppen? Abholungen werden so gut wie nie storniert, es ist praktisch immer noch einiges verfügbar und ein Grossteil der Zeit bleibt dem Too-good-to-go Nutzer sogar noch die Auswahl aus verschiedenen Optionen. Wäre es nicht realistischer, dass aufgrund schwankender Verkaufszahlen an gewissen Tagen nichts mehr übrigbleibt? Und wäre das nicht wünschenswert, wenn auch schade für die Abnehmer*innen der Reste? Technisch gesehen sieht die App diesen Fall vor und Rückbuchungen werden durch die Zahlung per App erleichtert. In Realität scheint dies aber kaum vorzukommen.

Eine weitere Problematik besteht bei der Verpackung der Lebensmittel. Wer sich lieber keine Verpackungsschlacht liefern möchte, ist bei sehr vielen Bäckereien eher schlecht bedient. Es ist zwar verständlich, dass gewisse Betriebe nach Schliessungszeit möglichst schnell ans Aufräumen gehen möchten und deshalb die Überraschungspakete schon vorher zusammenstellen, dass ich dann aber das Birchermüsli im Plastikbecher auch noch aus den Tiefen einer separaten Papiertüte ziehen muss, eher weniger.

Die App fordert in der Beschreibung der einzelnen Angebote jeweils noch die Nutzenden auf, ihre eigenen Behälter mitzubringen oder für 10.- pro Stück eine Recircle-Box zu kaufen. Die 10 Franken sind ein Depot, welches bei der Rückga-

«Und warum kann ich eigentlich nicht einfach eine unverpackte Bio-Gurke haben?»

be der Boxen rückerstattet wird (Reinigung inklusive). In den meisten grösseren Schweizer Städten finden sich unzählige Betriebe, welche in dieses System eingegliedert sind. Nach einigen fleissigen Wochen des Foodsavings haben sich bei mir zwar

einige Recircle-Boxen angesammelt, meine eigene Faulheit lässt sich jedoch kaum dem System vorwerfen – schliesslich findet sich fast auf jedem Heimweg irgendwo ein Abnehmer der Boxen. Sogar die VonRoll-Mensa ist Partner.

Wie eine tägliche Nutzung von «Too-good-to-go» aussieht, verraten YouTube-Videos mit Titeln wie «I only ate rescue food for a week». Für den gelegentlichen Gebrauch ist die App einfach zu nutzen und mit ein bisschen Planung oder Spontaneität auch leicht in den Tagesablauf zu integrieren. Insbesondere Menschen mit breiten kulinarischen Interessen kann die



Die Ässbar gibt Backwaren des Vortages eine weitere Chance im Verkauf.

App nur empfohlen werden. Es bleibt nur zu hoffen, dass «Too-good-to-go» tatsächlich nur eine Möglichkeit zur Essenswertung bleibt und nicht durch den Hype zu einer weiteren Ursache für die Überproduktion von Lebensmitteln wird.

Fair-Teilen

Wer mehr Verantwortung übernehmen möchte, kann sich auch bei «Foodsharing» anmelden. Das Projekt «Foodsharing», 2012 in Berlin entstanden, ist mittlerweile zu einer internationalen Bewegung geworden. Das Ziel: Umverteilung von übriggebliebenen Lebensmitteln und Essensresten, die bei Betrieben anfallen. So können in Bern Foodsharer*innen zum Beispiel bei Tibits zu bestimmten Zeiten deren Reste abholen. Sie tragen sich vorher dafür ein und verpflichten sich, alle anfallenden Lebensmittel mitzunehmen. Was durchaus humorvolle Situationen ergibt:

zunächst einen Online-Test machen, um sicherzugehen, dass die Richtlinien und Grundlagen des Foodsharings verstanden wurden. Anschliessend werden drei Einführungsabholungen mit einem bereits etablierten Mitglied unternommen. Im Vergleich zu anderen Initiativen ist «Foodsharing» dabei um einiges formeller, gleichzeitig aber auch überhaupt nicht kommerziell ausgerichtet. Und es gäbe noch einiges Entwicklungspotenzial in Bern: Gerne würden mehr Betriebe in am Projekt teilnehmen – im Moment gibt es allerdings noch zu wenige Foodsaver*innen, um die Nachfrage von ihrer Seite abzudecken.

«Das Prinzip ist sehr simpel: Die mitgebrachten Behältnisse werden zuerst gewogen und mit ihrem Eigengewicht beschriftet, anschliessend können sie nach Lust und Laune mit den verschiedenen Produkten gefüllt werden.»

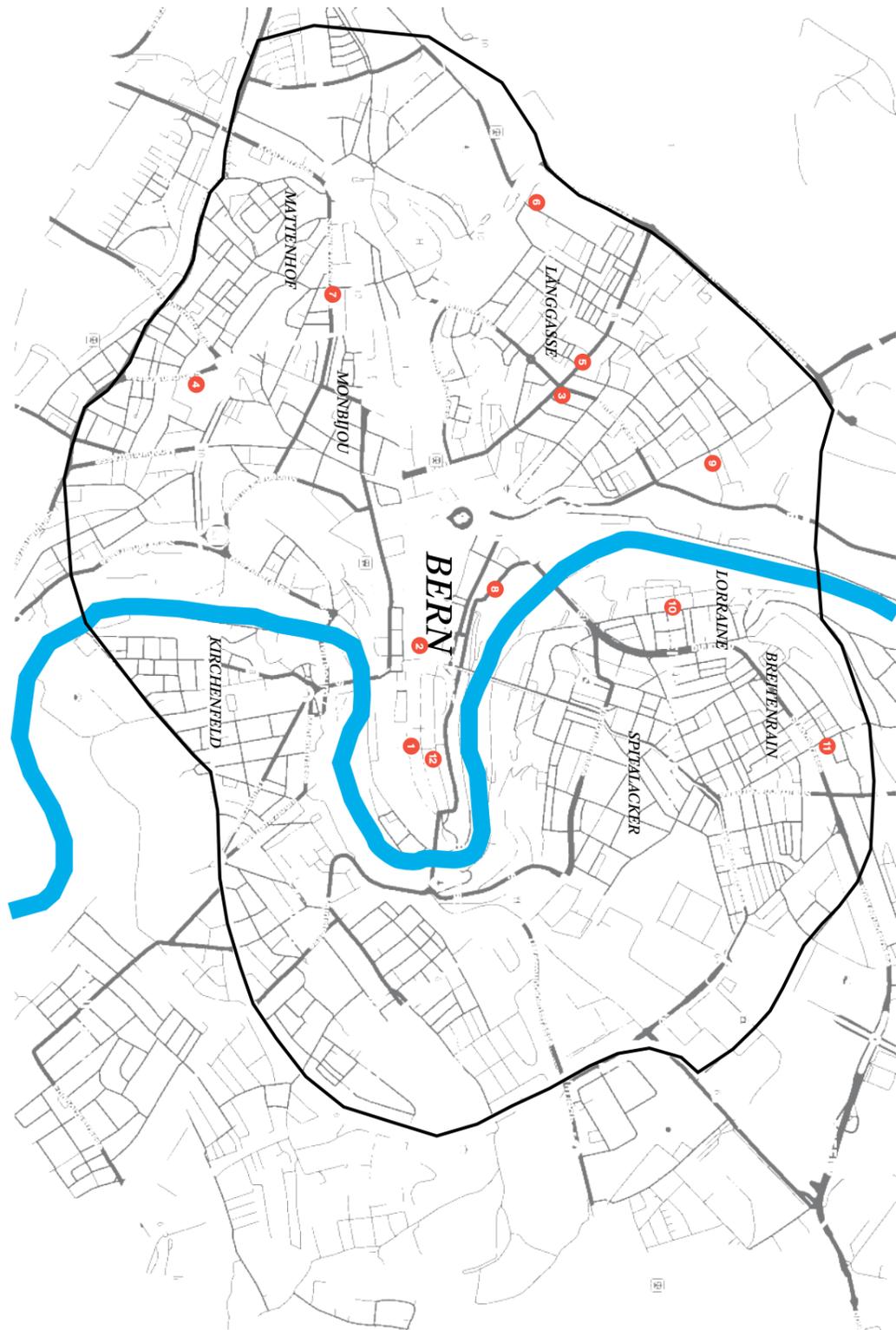
Socialshopping

Es ist ein nasskalter Donnerstagnachmittag, als ich den kleinen Laden in der Nähe des Münsters betrete. Das Wetter scheint jedoch kaum jemanden vom Einkaufen abzuhalten – der Laden ist gestossen voll. Gesprächsfetzen in allen Landessprachen dringen an meine Ohren, es wird mit Kinderwagen und Schnullern hantiert und parallel noch Lebensmittel

in verschiedenfarbige und -förmige Boxen aus allen möglichen Materialien abgefüllt. Das Prinzip ist sehr simpel: Die mitgebrachten Behältnisse werden zuerst gewogen und mit ihrem Eigengewicht beschriftet, anschliessend können sie nach Lust und Laune mit den verschiedenen Produkten gefüllt werden. «Palette – unverpackt einkaufen» existiert seit 2017 und ist mittlerweile genossenschaftlich organisiert. Die Gründer*innen selbst beschreiben den Einkauf in ihrem Geschäft als interaktives Erlebnis und bereits nach dem ersten Besuch verstehe ich, was sie damit meinen. Denn mit Ausnahme der Einkäufe an Märkten ist unser Kaufverhalten kaum noch an soziale Interaktionen gebunden. Wir stürmen vor Ladenschluss durch die Regalreihen mit unseren «noise-cancelling»-Kopfhörern auf den Ohren, suchen und finden auch praktisch immer genau die Produkte, die wir gerade wollen und bezahlen anschliessend im Self-Check-Out. Ein weiterer Lebensbereich, in dem wir uns der Effizienz und Produktivität verschrieben haben. «Im Palette» erlebt man in dieser Hinsicht fast schon einen Kulturschock: Die Atmosphäre ist energiegeladener, man kommt schnell ins Gespräch mit seinem Gegenüber und spätestens, wenn man sich als Unverpackt-Noob outet, erhält man durch eine der Mitarbeiter*innen eine kurze Einführung in ihr Einkaufssystem. Überhaupt lebt das ganze System vom Dialog: Dialog zwischen den Lieferant*innen und den Ladenbesitzer*innen, Dialog zwischen den Ladenbesitzer*innen und den Käufer*innen, Dialog zwischen den Käufer*innen.

Die Schwierigkeit des Unverpackt-Verkaufs liegt vor allem im Finden von Produzenten und Lieferanten, welche gewillt sind, Lebensmittel mit möglichst wenig Verpackungsabfall zu vertreiben. Sie sind meist aufgrund der bisherigen Unbekanntheit des Modells nicht darauf eingestellt und es braucht viel Dialog und Denkanstösse durch die Ladenbesitzer, um eine Veränderung zu erreichen. Dabei scheint unglaublich viel Potential genau in diesem Dialog zu stecken.

Das Unverpackt-Kaufen lohnt sich auch trotz des Anfallens gewisser Abfälle bei den Lieferungen. Der Verpackungsmüll ist nichts im Vergleich zu dem, der im regulären Detailhandel anfällt und



- Palette - unverpackt einkaufen**
- 1 Münsterstrasse 19, 3011 Bern
www.palette-bern.ch
Facebook: @palettebern
 - 2 Ass-Bar & gmüesgarte
Marktgasse 19, 3011 Bern
 - 3 Länggassstrasse 26, 3012 Bern
www.aess-bar.ch
Facebook: @aessbar
www.gmuessgarte.ch
Facebook: @gmueesgarte
 - 4 Villa Stucki: Bern Unverpackt
Seftigenstrasse 11, 3007 Bern
www.bern-unverpackt.ch
Facebook: @bern.unverpackt
 - 5 Vo geschter
Länggassstrasse 41, 3012 Bern
Facebook: @vo.geschter
- Madame Frigo**
- 6 vonRoll: Fabrikstrasse 2a, 3012 Bern
 - 7 Designtobse: Schwanztortstrasse 83, 3007 Bern
 - 8 PROGR: Spielberggasse 4 - Innenhof, 3011 Bern
 - 9 Daxelhof: Daxelhofstrasse 5, 3012 Bern
 - 10 LOLA: Lorrainestrasse 23, 3013 Bern
 - 11 Zentum 44: Scheibenstrasse 44, 3014 Bern
- Lola Lorraineladen**
- 12 Lorrainestrasse 23, 3013 Bern, Switzerland
- Vom Fass**
- 13 Gerechtigkeitsgasse 70, 3011 Bern, Switzerland

die Ökobilanz ist erwiesenermassen besser. Darüber hinaus sind die meisten Anbieter sehr darauf bedacht, lokale Produkte zu vertreiben, womit auch beim Transport weniger CO₂-Emissionen anfallen.

Der Einkauf beim Unverpackt-Einkaufen benötigt dafür eine etwas genauere Vorausplanung. Sollte sich das System aber etablieren, dürften sowohl ein viel breiteres Angebot als auch viel mehr Verkaufsstellen entstehen. Es ist die Ver-

dieser Hinsicht nicht optimiert werden könne. Die «Ässbar» bleibt also nicht einfach nur stummer Abnehmer, sondern nimmt auch eine aktive Rolle ein, damit Überproduktion gar nicht erst stattfindet.

Die Gründer*innen der «Ässbar» haben es nicht nur bei den Backwaren belassen, sondern auch noch ein zweites Projekt ins Leben gerufen: Auch der «Gmüesgarte» gibt Lebensmitteln eine zweite Chance. «chrumm und früsch» lau-

kaum anzusehen ist. Es ist unglaublich, welchen Standards Lebensmittel entsprechen müssen, um uns überhaupt erst angeboten zu werden. Wer also zu den Linsen aus «Palette unverpackt» auch noch Lauch und ein paar (leicht krumme) Rüeblen für einen frischen Linsensalat braucht, ist hier genau richtig.

Wer sich regelmässig mit der Thematik des Foodwastes beschäftigt, dürfte häufig zum Schluss kommen, dass auch die Konsument*innen in der Pflicht sind, ein nachhaltigeres Angebot einzufordern. Brauchen wir wirklich 10 Minuten vor Ladenschluss noch fünf verschiedene Kornbrotarten zur Auswahl? Ist es das, was wir uns «durch unser tägliches Abkrüppeln verdient haben», um einen Kommentar aus dem Bund zu paraphrasieren? Überproduktion sozusagen als Statussymbol oder Belohnung für harte Arbeit? Es ist erschreckend, wie viel wir als Einzelpersonen tagtäglich zu diesen Zuständen beitragen. Selbst beim Kauf von Bio-Sélection-Mangos erwischen sich viele dabei, wie sie noch versuchen, die Beste davon auszuwählen – die Sélection der Sélection.

Nachhaltigkeit beginnt nicht in den Unverpackt-Läden oder den «Ässbars» dieser Welt. Sie beginnt bei jede*r einzel-

«Was nach zwei Tagen in der Ässbar immer noch keinen Käufer gefunden hat, wird von Bauern als Tierfutter verwendet oder zu Biogas gemacht.»

fügbare, die in meinen Augen die Nutzung dieser Läden erschwert. Ich musste feststellen, dass insbesondere in der Länggasse noch Entwicklungspotential besteht. Die Unverpacktläden bieten sich aber dennoch sehr gut dafür an, diverse Vorräte wie zum Beispiel Linsen, Tee, Kaffee und Pasta einzukaufen. Man muss nur bereit sein, einen kleinen Umweg in Kauf zu nehmen.

«Frisch von gestern»: Dieser Slogan bringt das Prinzip der «Ässbar» ziemlich gut auf den Punkt. Backwaren, die am ersten Verkaufstag bei ihren Produzenten keinen Käufer finden, erhalten in der «Ässbar» am Folgetag noch einmal eine zweite Chance – und das zu einem stark reduzierten Preis. So werden in den «Ässbar»-Filialen jährlich bis zu 600 Tonnen Lebensmittel gerettet, die ansonsten einfach wegwerfen würden. Was nach zwei Tagen in der «Ässbar» immer noch keinen Käufer gefunden hat, wird von Bauern als Tierfutter verwendet oder zu Biogas gemacht.

Mittlerweile sind die Filialen in der ganzen Schweiz zu finden. In Bern konnte diesen Sommer mit dem Laden an der Länggassstrasse 26 bereits die zweite Filiale eröffnet werden. Dabei ist auch positiv zu bewerten, dass die Abnahmen nicht ohne Willen zur Verbesserung erfolgen. Fällt in einem gewissen Geschäft regelmässig zu viel vom gleichen Produkt an, wird besprochen, ob die Produktion in

tet die Devise, mit der Gemüse und viele weitere Produkte verkauft werden, welchen Standards der grossen Lebensmittelvertreiber nicht gerecht wurden. Wer der Filiale in der Marktgasse schon einmal einen Besuch abgestattet hat, weiss, dass dies den meisten Lebensmitteln aber

Madame Frigo stellt in ganz Bern frei zugängliche Gemeinschaftskühlschränke zum Austausch von noch geniessbaren Lebensmitteln auf.



nen von uns zuhause. Die Recherchearbeit hat mich gezwungen, meinen eigenen Konsum kritisch zu hinterfragen und stärker vor auszuplanen. Der meiste Abfall fällt dadurch an, dass wir in unserem Haushalt nicht alles verbrauchen, was wir haben. Es ergibt wenig Sinn, sich der Rettung von Mahlzeiten über Nachhaltigkeits-Apps zu verschreiben, wenn zeitgleich die Reste von vorgestern im Kühlschrank vor sich hingammeln. Die Apps wecken nämlich permanent die Lust auf frisches Sushi oder selbstgemachtes Frühstücks-Porridge – und verleiten uns dazu, die Resten im Kühlschrank zu ignorieren. Zudem haben wir vergessen, was gerade saisonal ist. Anlass genug, uns mit unserem Konsumverhalten auseinanderzusetzen. Es ist möglich, nachhaltiger zu werden, ohne sich selbst massiv limitieren zu müssen. Nachhaltigkeit heisst nicht unbedingt Unannehmlichkeit. Es lässt sich in gewissen Fällen sogar ein wenig mehr mit gutem

«Es ergibt wenig Sinn, sich der Rettung von Mahlzeiten über Nachhaltigkeits-Apps zu verschreiben, wenn zeitgleich die Reste von vorgestern im Kühlschrank vor sich hingammeln.»

Gewissen auswärts essen, wenn diese Lebensmittel ansonsten in der Tonne landen würden. Das Essen, das wir in gebührenden Abfallsäcke und Kompostkübel

stopfen, werden wir wohl kaum vermissen. Wenn also auch nur bereits jemensch die cremigen Dinkel-Tagliatelle von letztem Montag noch ein drittes Mal aufwärmt, dann ist das schon viel wert.

Auf das Bio-Gurken Dilemma lässt sich leider vorerst keine abschliessende Antwort finden. Das Fehlen einer Plastikfolie fördert die Lebensmittelverschwendung, da die Gurken durch Wasserverlust schneller schrumpelig werden und dadurch auch schneller auf dem Kompost landen. Andererseits landet viel Plastik in den Meeren oder auf den Äckern dieser Welt und findet nicht selten dadurch wieder den Weg auf unsere Teller. Vielleicht ist es jugendlicher Idealismus, der hoffen lässt, dass irgendwann nur noch so viele Gurken produziert werden, dass sie auch in noch geniessbarer Frist konsumiert werden können. **text: annina burgherr; bilder: ivie onaiuw, mirjam klaus, lukas siegfried**



hund: geronimo aus thun

schauspiel

FIFA

Uraufführungen
EIN PROJEKT VON
CHRISTOPH FRICK & ENSEMBLE
Ab 19. Dezember 2019, Vidmar 1

Regie **Christoph Frick**

**KONZERT
THEATER
BERN**

www.konzerttheaterbern.ch

Im Dienste der Verstorbenen

Am Institut für Rechtsmedizin der Universität Bern werden unter anderem Obduktionen durchgeführt, es wäre jedoch verfehlt, die rechtsmedizinische Tätigkeit darauf zu reduzieren. Die *studizytig* im Gespräch mit zwei Mitarbeitern des Instituts über ihren Beruf, die Darstellung desselben in Krimiserien – und warum der Tod auch mit dem Leben zu tun hat.

Seit der Gründung der Universität Bern 1834 gehört die Rechtsmedizin zum universitären Programm. Damals noch mit der sogenannten hygienisch-gesetzgebenden Medizin verbunden, entwickelte sie sich mit der Zeit zu einem eigenständigen Institut, das alle Teildisziplinen der Rechtsmedizin unter einem Dach vereint – zumindest organisatorisch. In der physischen Welt sind die insgesamt sieben Disziplinen über ganz Bern verteilt. Längst nicht alle davon beschäftigen sich mit Obduktionen bzw. Autopsien und Gewaltverbrechen, wie es kriminalistische Serien, Filme oder Bücher oft vermitteln. Tatsächlich übernimmt grösstenteils die Abteilung für forensische Medizin und Bildgebung diesen Aufgabenbereich. Die forensische Molekularbiologie sowie die forensische Toxikologie und Chemie sind dafür zuständig, Proben zu analysieren – sei es von Personen, deren Todesursache zu klären ist, oder auch von lebenden Personen, beispielsweise in Zusammenarbeit mit der Verkehrsmedizin. Bei der Molekularbiologie geht es dabei hauptsächlich um DNA-Analysen zur Vaterschaftsbestimmung, Spurenuntersuchung und Identifikation, während die Toxikologie sich auf den Nachweis von Drogen, Giften

Längst nicht alle Rechtsmediziner beschäftigen sich mit Obduktionen bzw. Autopsien und Gewaltverbrechen, wie es kriminalistische Serien, Filme oder Bücher oft vermitteln.

oder ähnliche Substanzen konzentriert. Die vorangehend erwähnte Verkehrsmedizin befasst sich hingegen primär mit den Lebenden und führt unter anderem Abklärungen zur Fahreignung von Verkehrsteilnehmer*innen durch. Auch der foren-

sich-psychiatrische Dienst tritt kaum in Berührung mit Verstorbenen. Seine Mitarbeiter*innen erstellen beispielsweise Gutachten von Straftäter*innen, bei denen ein Verdacht auf eine psychische Störung besteht. Die Anthropologie beschäftigt sich meist weder mit Lebenden noch mit aktuellen Todesfällen: Sie kommt u.a. bei einem Skelettfund zum Zuge, bei dem sich schwerlich eine Obduktion durchführen liesse. Meist handelt es sich dabei um Funde auf Baustellen oder Gletschern, die von historischer Bedeutung sein könnten. Weiter ist dem Institut für Rechtsmedizin auch noch das Medizinrecht angegliedert. Bei dieser Abteilung landen beispielsweise Fälle aus Spitälern, bei denen unter Umständen die ärztliche Sorgfaltspflicht verletzt wurde.

Insgesamt beschäftigt das Institut für Rechtsmedizin etwa 150 Mediziner*innen und Naturwissenschaftler*innen, die für den gesamten Kanton Bern und das Oberwallis zuständig sind. Teilweise werden auch Fälle von anderen Kantonen übernommen, unter anderem aus dem Aargau, da das dortige Institut für Rechtsmedizin ans Kantonsspital angegliedert ist und deshalb in gewissen Fällen befangen sein könnte.

Hinter den Türen des IRM

In das rechtsmedizinische Institut an der Bühlstrasse 20 kann nicht einfach hineinspaziert werden – eine doppelte Sicherheitsschleuse verhindert, dass nicht-berechtigte Personen Zutritt haben. Ist die erste Tür passiert, folgt ein Empfangsbüro, bei dem eine Anmeldung vorliegen muss. Nach Erhalt eines Besucher*innen-Badges öffnet sich die zweite Tür zu dem etwas verwirrenden Innenleben des Instituts mit vielen Abzweigungen und Räumen und steilen, engen Treppen. Im Untergeschoss, wo sich einige Büros befinden, warten bereits Conny und Florian, die beide als Assistenzärzt*in bei der Abteilung für forensische Medizin und Bildgebung arbeiten. Sie haben heute Dienst, könnten also jeden Moment zu einem Einsatz gerufen werden. «Ein Dienst dauert normalerweise 24 Stunden», erklärt Florian, «allerdings gibt es teilweise viele Pausen zwischen den Einsätzen». An dienstfreien Tagen arbeiten die Ärzt*innen der Abteilung für forensische Medizin und Bildgebung meist im Büro oder führen eine Autopsie im Obduktionssaal durch. «Das führt dazu, dass wir eigentlich geregelte Arbeitszeiten haben als andere Mediziner*innen, auch wenn die Dienste sehr streng sein können», meint Florian weiter. Ausrücken müssen die beiden, wenn ein Arzt/eine Ärztin bei einem Todesfall in der ärztlichen Todesbescheinigung «nicht-natürlich» oder

Ausrücken müssen die beiden, wenn ein Arzt/eine Ärztin bei einem Todesfall in der ärztlichen Todesbescheinigung «nicht-natürlich» oder «unklar» ankreuzt.

«unklar» ankreuzt. Diese zwei Kategorien zusammen bilden die «aussergewöhnlichen Todesfälle», kurz AgTs, mit denen sich die Mediziner*innen des Instituts beschäftigen. Darunter fallen jedoch nicht nur Tötungsdelikte, wie man vielleicht re-



Conny und Florian vor dem Institut für Rechtsmedizin.

flexartig annehmen würde, sondern sämtliche Todesfälle, bei denen eine Fremdeinwirkung nicht ausgeschlossen werden kann oder der Todeseintritt unerwartet war, wie es beispielsweise bei Unfällen oder Suizid der Fall ist. Vor Ort führen die

Rechtsmediziner*innen als Erstes eine sogenannte Legalinspektion am Leichnam durch, um dessen Identität festzustellen, den Todeszeitpunkt einzuschätzen und eine mögliche Fremdeinwirkung abzuklären. Dabei wird der Leichnam von Kopf bis Fuss auf Hautveränderungen und/oder Verletzungen untersucht. Der/die Staatsanwält*in fällt dann die Entscheidung, ob der Leichnam zur Bestattung freigegeben werden kann oder ob eine Obduktion durchgeführt werden muss.

Eine Ausnahme von diesem Ablauf bilden unter anderem Sexualdelikte, wie Vergewaltigungen, bei denen die Rechtsmediziner*innen im Rahmen des Berner Modells direkt von der Frauenklinik und nicht von der Staatsanwaltschaft angeboten werden können. Dies soll die

«Wir sind sozusagen die «Dolmetscher*innen» zwischen Mediziner*innen und den Strafverfolgungsbehörden.»

Hemmschwelle für die Betroffenen senken ins Spital zu gehen, da sie sich so ohne Einschaltung der Polizei untersuchen lassen können. Anders gestaltet sich auch die Lage bei Suizidbegleitungen durch die Sterbehilfeorganisation Exit: Da es sich dabei um geplante, nicht-natürliche Todesfälle handelt, geht gleich von Beginn an ein*e Rechtsmediziner*in vor Ort, um den Tod festzustellen und den korrekten Hergang zu untersuchen. Dadurch wird der Personalaufwand erheblich verringert.

«Jedes Detail ist entscheidend»

Fällt der Entscheid für die Durchführung einer Obduktion, wird der Leichnam ins Institut für Rechtsmedizin gebracht. Bei der Obduktion werden alle grossen Körperhöhlen geöffnet – gemeint sind damit Kopf, Brustkorb und Bauchraum. Dabei werden alle Organe entnommen und auf Veränderungen untersucht, die Hinweise darüber liefern könnten, wie die Person zu Tode gekommen ist. Anschliessend werden die Organe dem Leichnam wieder zurückgegeben. Auch CT-Scans kommen zum Zuge, um der möglichen Todesursache auf die Spur zu kommen. Die Resultate werden dann in einem Gutachten zusammengefasst, das an die Staatsanwaltschaft geht und bei einem allfälligen Gerichtsverfahren Verwendung findet. «Wir sind sozusagen die «Dolmetscher*innen» zwischen Mediziner*innen und den Strafverfolgungsbehörden, daher müssen wir sehr genau auf die sprachlichen Formulierungen in den Berichten achten», führt Conny aus und Florian fügt an: «Jedes Wort wird auf die Waagschale gelegt, jedes Detail ist entscheidend für das Verfahren.»

Bis zur Freigabe des Leichnams haben die Rechtsmediziner*innen jedoch nicht nur mit den Verstorbenen zu tun, sondern auch mit deren Angehörigen. «Wir werden schon immer wieder von Angehörigen angerufen, die wissen möchten,

was genau ihrem Mann oder ihrer Tochter zugestossen ist – darüber dürfen wir jedoch leider keine Auskunft erteilen, ohne das Einverständnis der Staatsanwaltschaft eingeholt zu haben», sagt Florian. «Wir versuchen den Hinterbliebenen Unsicherheiten zu nehmen und sie im Prozess des Abschlusses zu begleiten. Es ist durchaus Teil unserer Arbeit, für die Angehörigen da zu sein», meint Conny. Sowieso geht oft vergessen, dass sich die Rechtsmedizin mitnichten nur auf die Toten fokussiert.

Dies soll die Hemmschwelle für die Betroffenen senken, ins Spital zu gehen, da sie sich so ohne Einschaltung der Polizei untersuchen lassen können.

Das Verhältnis sei etwa 50/50, schätzt Florian, denn sie würden ja auch Opfer von Körperverletzungen, Sexualdelikten und häuslicher Gewalt untersuchen, die keine Todesfolge hatten. Dieses Verhältnis ist unter anderem den unterschiedlichen Entwicklungen der Rechtsmedizin

geschuldet: In Frankreich steht eher die klinische Rechtsmedizin und somit die Untersuchung der Lebenden im Fokus, im deutschen Sprachraum eher die kausalanalytische Untersuchung der Toten. «Die Welschschweiz orientiert sich an der rechtsmedizinischen Geschichte Frankreichs, die Deutschschweiz eher an der des deutschen Sprachraums», erklärt Conny.

Die CSI-Utopie

Weg von der realen Rechtsmedizin, hin zur fiktionalen: In Krimi-Serien, -Filmen und -Büchern kommen regelmässig Rechtsmediziner*innen vor, die die ermittelnden Hauptfiguren unterstützen. Darauf angesprochen, meinen Conny und Florian lachend: «Also die amerikanischen Serien wie beispielsweise CSI sind gar nicht realitätsgetreu. Da finden die Rechtsmediziner*innen manchmal Dinge heraus, die überhaupt nicht möglich sind». Ein Klassiker ist beispielsweise die Feststellung der Todeszeit, die in den Filmen meist auf die Minute genau bestimmt werden kann – in der Realität kann man jedoch bestenfalls ein mehrstündiges Zeitfenster angeben. Wirklichkeitsgetreuer ist zum Beispiel der Tatort, aber auch dort wird die Genauigkeit teilweise dem Plot geopfert. «Klar, es geht ja um Unterhaltung am Fernsehen, einige Teile unserer Arbeit wären da für das Publikum sehr langweilig», konstatiert Florian. Deshalb werden in Serien und Filmen auch die spektakulären Fälle gezeigt, die in der Realität eine sehr kleine Prozentzahl ausmachen: Schon die Anzahl an Tötungsdelikten sei nicht sehr hoch – etwa eines alle zwei Monate – und ein wirklich aufsehenerregender Fall käme vielleicht alle zwei oder drei Jahre vor, wie Florian erklärt.

Angesprochen auf ein weiteres gängiges Klischee, nämlich die Darstellung von Rechtsmediziner*innen als etwas merkwürdige Charaktere, die ihre Zeit durchgehend im kalten Keller bei den Leichen verbringen, meint Conny lachend: «Naja, spezielle Persönlichkeiten finden sich auch unter uns, aber wir sind bei weitem keine sonderbaren Eigenbrötler – ausserdem werden die Obduktionen im zweiten Stock in einem Saal mit Fenstern durchgeführt, bei Raumtemperatur». «Wir sind also keine Kellerkinder», fügt Florian mit einem Schmunzeln an.

Der Tod widerspiegelt auch das Leben

Für die meisten Menschen ist die Vorstellung ungewöhnlich, jeden Tag mit dem Tod zu tun zu haben, wie es der Alltag von Rechtsmediziner*innen erfordert. Auch Conny und Florian bestätigen, dass es zuerst ein spezielles Gefühl ist, mit einer so grossen Anzahl an Todesfällen konfrontiert zu sein. «Man muss sich zwangsläufig daran gewöhnen und lernen, sich zu distanzieren», sagt Florian. Auch dann gingen einem einige Fälle immer noch sehr nahe, insbesondere wenn man sich damit identifizieren könne. Gewöhnungsbedürftig war für Florian zu Beginn auch, dass am Fundort eines Leichnams eine gute Stimmung herrschen und auch über belanglose Themen gesprochen werden kann, bevor mit der Arbeit begonnen wird. «Natürlich sind wir nicht respektlos dem Leichnam gegenüber, aber warum sollte man nicht auch mal lachen oder über ganz alltägliche Dinge sprechen dürfen?» Conny betont, dass man als Rechtsmediziner*in zwar viel mit dem Tod zu tun habe, der Sterbeprozess jedoch häufig das eigentlich Schlimme sei. «Pfleger*innen beispielsweise bauen eine Beziehung zu ihren Patient*innen auf, kennen diese und kümmern sich um sie.

Diese Person dann sterben zu sehen, ist deutlich schwieriger, als ihren Leichnam zu untersuchen», stellt sie fest.

Im Tod sehen die beiden auch ein Fenster zum Leben: Gerade wenn man an einen Fundort gehe, begegne man unterschiedlichsten Wohnverhältnissen und Lebensweisen, die von aussen nicht unbe-

In gewissen Situationen seien sie sich der alltäglichen Gefahren bewusster, da sie wissen würden, wie schnell etwas schief laufen könne. «Zum Beispiel trage ich jetzt immer einen Velohelm», meint Florian. Sie würden jedoch nicht viel häufiger an die Endlichkeit des Lebens denken, oder zumindest keine wirklichen Konsequen-

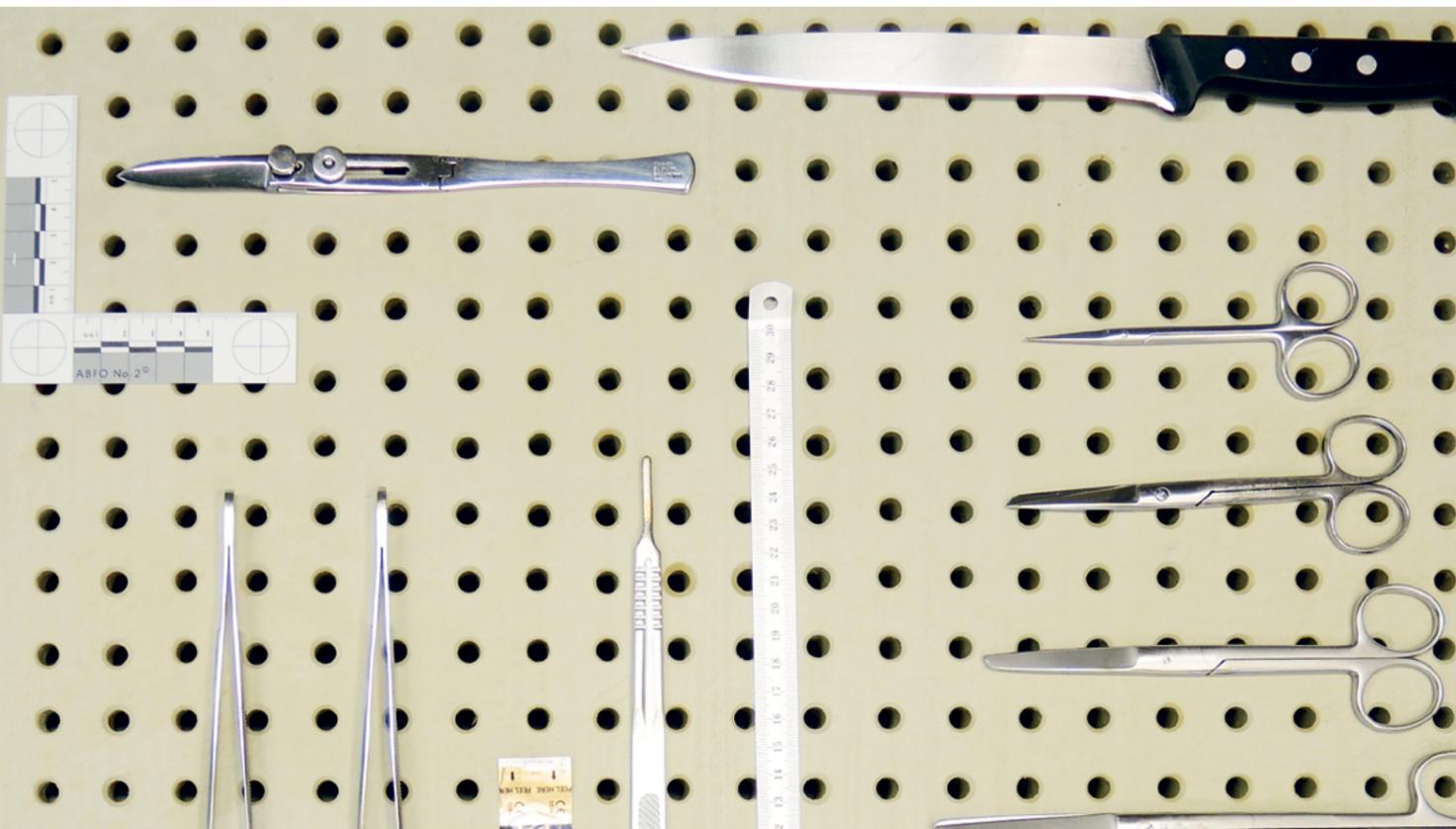
Die «Mödeli» einer Person sind unverfälscht erkennbar – sei es, dass jemand ein Messie war, merkwürdige Dinge gesammelt oder einen Putzfimmel gehabt hat.

dingt ersichtlich sind. Die «Mödeli» einer Person sind unverfälscht erkennbar – sei es, dass jemand ein Messie war, merkwürdige Dinge gesammelt oder einen Putzfimmel gehabt hat. «Bevor man unerwartet stirbt, räumt man schliesslich nicht auf», sagt Florian.

Für die beiden hätte sich durch die tägliche Berührung mit dem Tod grundsätzlich nicht allzu viel geändert.

zen daraus ziehen. Conny merkt an: «Ein Arzt weiss schliesslich auch, dass Rauchen ungesund ist und tut es mitunter trotzdem. Wir sind da nicht anders». Ihr Fazit: Der Tod sollte in der Gesellschaft kein Tabuthema sein, doch man sollte ihn sich auch nicht andauernd vor Augen halten im Sinne eines «Memento Mori». **text: aline haslebacher, lucie jakob; bilder: aline haslebacher, conny hartmann**

Sektionstisch mit einigen Instrumenten, die bei einer Obduktion Verwendung finden



Vorweihnachtliche Gedanken

Es glänzt wieder so schön in den Schaufenstern der Einkaufsstrassen. Dem Black Friday sei Dank, können sich fast alle die schimmernden Sachen in den Vitrinen leisten: Wir stürzen uns auf die Schnäppchen. Nachhaltig ist das nicht. Warum es dennoch so schwer ist, die Veränderung zu sein, die wir uns in der Welt wünschen. Und warum kein Weg daran vorbeiführt.

Auch ich liebe es zu shoppen, besonders auf Zalando. Dafür brauche ich nicht einmal Weihnachtsstimmung. Doch immer ist da auch dieser Gedanke, dass der Konsum für viele Probleme auf der Welt verantwortlich ist. Der Transport der Lieferung wird CO₂ ausstossen und die vielen Kleider sind eine Verschwendung von Ressourcen. Und vielleicht wurden sie sogar unter schlimmen Arbeitsbedingungen hergestellt. Aber ich will mich nicht einschränken, sondern mein (kurzes) Leben geniessen. Wenn nur ich verzichte, macht das ohnehin keinen Unterschied. Und wie so ich und nicht die anderen? Es ist doch unfair, wenn ich die Einzige bin, die verzichtet. Ausserdem ist das alles gar nicht 100% bewiesen, Klimawandel und so und ich könnte mich umsonst einschränken. Das sagt zumindest so ein orangefarbiger Typ aus den USA. Also lege ich weitere Artikel in den Warenkorb.

Der Gedanke an den Konsum hat während der Weihnachtszeit irgendwie schon richtig Tradition. Das Motto: Ich kaufe, also bin ich. Ein europäischer Haushalt besitzt im Durchschnitt rund 10 000 Dinge, sagt jedenfalls die Statistik. Verzicht und Knappheit kennt unsere Generation nicht – zumindest nicht in

meinem Umfeld. Keine Einkaufsmöglichkeiten am Sonntag und leere Regale im Supermarkt – das klingt für uns absurd. Wir in der Schweiz konsumieren, als gäbe es kein Morgen. Eigentlich kein Wunder, dass solch ein Verhalten negative Auswirkungen haben muss.

Keine Einkaufsmöglichkeiten am Sonntag und leere Regale im Supermarkt – das klingt für uns absurd.

Ich löse meinen Blick von Zalando und schaue aus dem Fenster. Alles ist schön grün und friedlich. Wo sind denn diese negativen Folgen? Es hat sogar Wolken am Himmel und die Temperaturen sind nicht wie von den Wissenschaftler*innen versprochen mediterran, sondern eher po-

lar. Das Wasser aus der Leitung kann ich trinken, die Luft ist sauber. Ich sehe kein Problem und shoppe friedlich weiter. Aber da war doch irgendwas: Aus den Untiefen meines Gewissens dringen Informationen hoch, die ich vor noch nicht allzu langer Zeit dort vergraben habe: Die Schweiz hat ihre Umweltverschmutzung ins Ausland verlagert. Unglaubliche 70% des ökologischen Fussabdrucks der Schweiz fallen dort an, wie eine Untersuchung des Bundesamtes für Umwelt ergeben hat. Würden alle Menschen so leben, bräuchten wir drei Erden. Wir haben uns sogar schon ein eigenes Zeitalter gewidmet: Das Anthropozän nennen es findige Wissenschaftler*innen. Der Mensch ist jetzt der stärkste Treiber von geologischen und ökologischen Prozessen. Das heisst, wenn jemand in einer Million Jahren auf der Erde buddelt, dann findet er unseren Konsum als eigene Gesteinsschicht. Und zwar aus Plastik, Beton und radioaktivem Müll.

Ich klicke mich grummelnd zur Rubrik der nachhaltigen Kleider durch. Damit kann ich nicht rumlaufen. Meine Mutter vielleicht. Ihre Generation hat eh alles verbockt. Aber allein, dass es diese Rubrik gibt, zeigt zumindest, dass ein gewisses Bewusstsein für das Problem vorhanden ist.

In andächtiger Stimmung dem vorweihnächtlichen Konsumismus frönen: die Pariser Galeries Lafayette.



Wenn jemand in einer Million Jahren auf der Erde buddelt, dann findet er unseren Konsum als eigene Gesteinsschicht.

Eine aktuelle Studie kommt zum Schluss, dass neun von zehn Menschen ihren Konsum reduzieren wollen. Es gibt also Gegenbewegungen zum Konsum, die auf eine bewusste Einschränkung setzen. Der Minimalismus zum Beispiel: Dabei versucht man sein Hab und Gut so weit wie möglich zu reduzieren. Man besitzt nur, was man wirklich braucht. Diese Lebensweise hat auch andere Vorteile als nur die Rettung unseres Planeten: Man trägt weniger Ballast mit sich herum und hat mehr Zeit als Dinge. Studien zeigen, dass Menschen, die sich weniger auf materielle Dinge fokussieren, glücklicher sind. Das Phänomen heisst Suffizienz. Schon Sokrates meinte vor ein paar tausend Jahren: Je weniger jemand braucht, desto mehr nähert er sich den Göttern, die gar nichts brauchen.

Aber ich will doch gar kein Gott sein. Ich will jung sein und leben – jetzt! Wütend schaufe ich noch mehr Zeug in meinen Warenkorb. Die menschliche Psyche ist schwach, die Lust stark. Niemand will sich freiwillig einschränken, obwohl nachhaltiger Konsum Potenzial hätte. Ich könnte bei den Lebensmitteln etwas Gutes tun: Es gibt in Bern inzwischen viele Zero-Waste-Läden. Dort füllt man sich die Pasta selber ab, statt sie in Plastik verpackt zu kaufen. Oder ich könnte mein Mittagsmenü in einem Laden kaufen, der nur Waren vom Vortag verkauft. Ausserdem könnte ich auch Urban Gardening betreiben und meine Sachen in einem «Repair Café» reparieren lassen, statt neue zu kaufen. Das klingt doch alles gar nicht schlecht. Und

Second-Hand-Kleider sind heute sogar unter Stilikonen angesagt.

Trotzdem geht der Cursor automatisch auf den Bestellbutton. Gleich bestelle ich eine riesige Ladung Zalando. Es sind schon 1500 Franken im Warenkorb. Naja, das kann ich ja wieder zurückschicken. Das CO2 vom Transport meiner kleinen Bestellung spielt praktisch keine Rolle für die Erde. Sie ist nicht mehr als ein Kuhfurz. Würde ich die Bestellung nicht aufgeben, dann hätte das nur einen extrem winzigen Einfluss. Im Alleingang bin ich eh zu schwach.

In Gruppen hingegen können wir etwas verändern. Wir sind extrem soziale Wesen, inspirieren einander und ahmen uns gegenseitig nach. Und wenn wir der Überzeugung sind, dass etwas durch Normen alleine nicht geregelt werden kann, giessen wir sie in Gesetze. Auch im Umweltbereich ist das sinnvoll und wahrscheinlich wäre sogar ein Zalando-Verbot nichts als konsequent. Immerhin würde das mein Gewissen um einiges erleichtern, wenn ich dieser Versuchung nicht mehr ausgesetzt wäre. Ich wäre nicht mehr im Alleingang unterwegs, sondern wäre Teil einer Gesellschaft, die nach Normen und Gesetzen lebt und dadurch die Umwelt schont.

Doch findet das Verhalten der Gruppe seinen Ursprung nicht immer im individuellen Handeln? Vielleicht sollte ich doch im Alleingang starten. Nachdenklich scrolle ich durch meinen vollen Warenkorb. Wenn ich nur die Hälfte bestelle und stattdessen noch in einen

Secondhandladen gehe, wird dann meine Freundin auch Lust bekommen, dort ihre Kleider zu kaufen? Wenn ich weniger Abfall produziere, überlegen sich meine WG-Mitbewohner*innen dann auch, wie sie bewusster konsumieren können? Schliesslich brauche ich, seit in den Vorlesungen nur noch wiederverwendbare Flaschen auf den Tischen stehen, auch nur noch selten PET. Und seit meine Lieblingsinfluencerin auf Instagram zeigt, wie toll regionale Märkte sind, gehe auch ich am Samstag auf den Markt.

Wir sind wandelnde Multiplikatoren.

Unser materieller Hunger mag wohl schwer zu zügeln sein. Aber als einzelner Mensch sein Verhalten zu ändern, ist ein wichtiger Schritt zu einer besseren Welt. Wir sind wandelnde Multiplikatoren. Durch unser Verhalten verändern wir die Menschen in unserem Umfeld und diese wiederum jene in ihrem. Step by Step in die richtige Richtung sozusagen. Wenn dieser Prozess kontinuierlich voranschreitet, können selbst kleine, individuelle Bemühungen mächtig etwas bewirken. Das beweist die Fridays-for-Future-Bewegung, die von einem sechzehnjährigen Mädchen quasi im Alleingang losgetreten wurde.

Diese Gedanken helfen mir dabei, nicht in vorweihnachtliche Depressionen zu versinken. Stattdessen habe ich meinen Zalando-Warenkorb in den letzten Minuten kontinuierlich um die Hälfte reduziert. **text: mirjam klaus**

Swag & Pride

In der Aussenwahrnehmung ist Hip-Hop sexistisch, konsum- und gewaltverherrlichend. Hip-Hop ist als Mittel zum Ausdruck der Unterdrückten in seinem Ursprung aber auch betont politisch und anschlussfähig für alle marginalisierten Gruppen der Gesellschaft. Zum Beispiel Queers.

Ich liebe Hip-Hop. Als Soundtrack meiner Teenagerjahre war das Genre nicht zuletzt mitverantwortlich für meine politische Bildung. Neben dem Musikalischen und der sprachlichen Verspieltheit faszinierte mich schon immer das emanzipatorische Potential von Hip-Hop. Als Subkultur der nichtweissen Stadtteilen amerikanischer Metropolen, bot er seit seinen Anfängen Marginalisierten die Möglichkeit zum künstlerischen Ausdruck. Das heisst natürlich nicht, dass Hip-Hop frei von Diskriminierung ist. Kein Bereich der Gesellschaft ist frei von den Machtstrukturen und den Denkmustern des Patriarchats, des Kapitalismus oder anderen tradierten Wertvorstellungen. So haben es auch immer wieder Sexismus, Queerfeindlichkeit, Antisemitismus und diverse andere Formen der Diskriminierung in den Hip-Hop geschafft; dies manifestiert sich sowohl in den Texten wie auch in den Strukturen der Szene und der Musikindustrie. Im Kern blieb er aber immer die Kultur der Blockpartys, in der jede*r mit Talent und ohne grossem Aufwand oder mit viel Vitamin B Anerkennung finden kann. Gerade das macht die emanzipatorische Kraft von Hip-Hop aus. Und gerade deshalb ist es umso erfreulicher, feiern in letzter Zeit gerade queere Hip-Hop-Artists Erfolge.

Die ganze Bandbreite

Obwohl Queer-Hip-Hop manchmal als Genrebezeichnung benutzt wird, handelt es sich nicht um ein Subgenre im

eigentlichen Sinn. Wer sich auf der Streamingplattform des Vertrauens durch die einschlägigen Playlists hört oder anderwei-

tig nach entsprechenden Künstler*innen sucht, stellt fest: Hier ist Hip-Hop in all seinen Spielarten zu finden. Die Bandbreite

Bringt die klassischen Eastcoast-Vibes zurück: Princess Nokia. Quelle: Wikipedia Comments



geht von Battlerap über klassischen Boom-Bap und autotunelastigem Trap zu Mischformen mit Soul und RnB. Manche Texte sind politisch andere sind es gar nicht, in manchen wird das Queersein thematisiert in anderen nicht. Ein Gesamteindruck hat

sich mir dann aber doch ergeben: Insgesamt erscheint die Musik dieser Interpret*innen besonders innovativ und experimentierfreudig. Ich möchte hier drei queere Hip-Hop-Artists vorstellen, die nach meinem Geschmack besonders herausstechen.

Dope Saint Jude aus Kapstadt hat alles Recht, zu flexen. Quelle: Press Kit, dopesaintjules.com



Dope Saint Jude tritt mit einem Selbstvertrauen auf, das auf die Hörer*innen überschwappt.

Goth Kid & Tomboy

In den USA ist sie den Kenner*innen schon seit längerem ein Begriff und langsam wächst die Bekanntheit von Princess Nokia auch in Europa. Die New Yorkerin rappt über häufig

Princess Nokias Flow ist state of the art.

samplelastige Beats, die Nokias Bezug zum klassischen East-Coast verdeutlichen. Das heisst aber nicht, dass sie deswegen veraltet oder gar nostalgisch klingt. Vielmehr zeichnen sich die Instrumentals durch ihre Zeitlosigkeit aus und Nokias Flow ist state of the art. Auffällig ist hierbei, dass die Rapperin für das Genre ungewöhnlich oft mit ihrer Stimmlage spielt. Das geschieht ganz gezielt: Auf schnellen Beats kommt ihre hohe Stimme, mit der sie explosiv und präzise auf den Takt rappt, wie zum Beispiel auf «Kintana». Bei den langsameren Tracks wie «Goth Kid» stellt Nokia ihre Stimme besonders tief und kombiniert das Ganze mit einem schleppenden und etwas verschlafenen wirkenden Flow – wahnsinnig virtuos. Genauso abwechslungsreich sind auch die Texte von Princess Nokia. Natürlich spielt dabei ihre Queerness eine Rolle, wie etwa bei «Tomboy».

Empowerment aus Kapstadt

Sie war für mich die Entdeckung am Queens* of Hip-Hop Festival in Bern diesen Sommer. Dope Saint Jude aus Kapstadt lieferte auf der Warmbächli-Brache eine regelrechte Powershow ab. Auf ihren Tracks – die vom Tempo her an

Hip-Hop und Grime aus Grossbritannien erinnern – finden sich zudem dezidiert politische Lyrics. In intersektionaler Manier bringt sie Gender-, Rassen- und Klassenproblematiken zur Sprache, «Brown Baas» ist dafür ein gutes Beispiel. Hier wird klar, die Künstlerin ist heavy with the theory. Dope Saint Jude tritt zudem mit einem Selbstvertrauen auf, das auf die Hörer*innen überschwappt. Wer ihre Musik hört fühlt sich unweigerlich empowered. Dieser Effekt wird durch die pathetischen Beats verstärkt, die Saint Jude selber produziert und für die sie auch schon mal klassische Musik sampled. So ist etwa das Leitthema des Instrumentals von «Spouse 2b» ein Sample des Klavierkonzerts Nr. 1 von Tschaiowski.

Eine gehörige Portion Sassyness

Wieder zurück an die amerikanische Ostküste. Le1f kommt wie Princess Nokia aus New York, anders als diese wuchs er aber in Manhattan auf. Der ausgebildete Tänzer fiel zuerst als Produzent der Gruppe «Das Racist» auf, bevor er selbst mit dem Rappen begann. Seinen Stil zu beschreiben fällt schwer, unter anderem auch deshalb, weil er sehr vielseitig ist. Was aber auffällt ist seine Stimme. Le1f bringt eine Attitüde in seine Aussprache, die in dem Game seinesgleichen sucht. Ähnlich wie Princess Nokia bringt er damit ein Stilmittel in den Hip-Hop, das bisher gefehlt hat. Ausserdem verleiht Le1f seinen Punchlines damit eine gewisse Sassyness.



Le1f überzeugt mit modernen Beats und viel Attitüde. Foto: Tibor Bozi

Queere Interpret*innen können im Hip-Hop nach wie vor subversiv sein und ihren Platz einfordern.

Musikalisch ist der Rapper so ziemlich auf der Höhe der Zeit. Seine Beats klingen frisch und neu, Einflüsse aus Grossbritannien sind klar erkennbar. Auch seine Texte lassen erahnen, dass er sich mit Intersektionalismus auseinandergesetzt hat: «Ask a gay question, here's a black answer.»

Hip-Hop bleibt relevant

Was alle drei Künstler*innen gemeinsam haben, ist eine unglaubliche Freshness: Sie bringen alle auf ihre Art Innovation in den Hip-Hop. Das tut dem Genre sicher gut. Hip-Hop ist unter anderem deshalb seit den Siebzigerjahren aktuell geblieben, weil er immer neu interpretiert wurde. Dass mit Künstler*innen wie den oben porträtierten nun queere Themen Inhalt von Raplyrics sind, hält denn auch die gesellschaftliche Relevanz des Genres

hoch. Selbstverständlich gibt es auch queere Interpret*innen in anderen Musikrichtungen, doch nur im Hip-Hop können sie nach wie vor subversiv sein und ihren Platz einfordern. Als Vertreter*innen der grössten Jugendkultur zeigen queere Hip-Hop Artists zudem jungen Queers, dass auch sie in dieser Kultur, in der Musikbranche und in der Gesellschaft stattfinden können und dürfen. Oder, um es in Dope Saint Judes Worten zu sagen: «It's my right to flex and it's my right to shine.» **text: noah pilloud**



«Eine verkalkte
Duschbrause
beschäftigt mich
fast so sehr wie
Roger Köppel»

Renato Kaiser macht Comedy über Themen, die polarisieren – und hat trotzdem keine Feinde. Die *studizytig* sprach mit ihm über humorvolle Armutsbetroffene, Horden gefährlicher Queers und das Politische in der Kunst.

Renato, worüber lachst du gerne?

Am meisten lache ich über meine Freundin. Also nicht auslachen – okay, das natürlich auch, aber meine Freundin ist schon sehr lustig. Man lacht ja immer über Dinge, die einen überraschen. Und sie schafft das immer noch, obwohl wir schon recht lange zusammen sind.

Wie hast du gemerkt, dass du gut darin bist, lustig zu sein?

Ich habe vor allem früh gemerkt, dass ich gut reden kann, und dass das eigentlich das Einzige ist, was ich wirklich gut kann (lacht). Schon in der Schule war ich immer ein bisschen der kleine Dicke, aber trotzdem nie der Aussenseiter. Ich kam mit allen sehr gut aus – Mädchen wie Jungs. Ich konnte supergut reden mit den Frauen, also haben sie mit mir geredet und dann einen anderen geküsst.

Als Laferi ist man aber nicht zwingend auch gleich lustig.

Das stimmt. Dass ich lustig bin, habe ich dann auch erst an den Poetry Slams herausgefunden. Auch vorher hatte ich schon humoristische und satirische Texte geschrieben, aber da ist das Feedback halt nicht so direkt, wie wenn du auf der Bühne stehst.

In deiner SRF-Sendung «Tabu» machst du dich über soziale Randgruppen lustig, beispielsweise über armutsbetroffene, behinderte, übergewichtige oder LGBTQI Menschen. Warum?

Grundsätzlich, weil es sonst niemand macht. Wobei, das stimmt so nicht ganz – über Randgruppen wird schon gelacht, aber selten mit ihnen und vor ihnen. Man lacht entweder über sie, und das sind meistens schlechte Witze, die etwa so lustig sind wie die typischen rassistischen Witze: An sich wären sie nicht lustig, wenn sie nicht noch den «Juice» hätten von «Ui, das darf man aber eigentlich nicht». Die andere Variante ist die Übervorsichtige: Man versucht, diese Leute so sehr in Watte zu packen, dass Humor gar nicht mehr möglich ist.

Und wo ist «Tabu» in diesem Schema?

Mit der Sendung wollten wir genau zwischen diese beiden Extreme gehen. Einerseits wollten wir zeigen, was das für Leute sind, ohne sie blosszustellen, und ihnen so viel Platz wie möglich geben, sich selber zu zeigen. Andererseits geht es um Inklusion und Exklusion. Diese Menschen werden eben auch vom Humor aus-

geschlossen. Jeder dahergelaufene Lehrer, jede Bankerin kommt zu dieser zweifelhaften Ehre, irgendwann von einem Komiker einen Witz über sich erzählt zu bekommen – aber diese Randgruppen nicht. Denen traut man das nicht zu, und das ist das Diskriminierende daran.

Witze über Menschen mit Behinderungen machen – das könnten auch deren enge Verwandte oder Freund*innen. Wieso braucht es dich?

Ja, natürlich. Oft liegt aber genau hier das Problem, weil viele von diesen Menschen sozial ausgeschlossen sind. Gerade von Armutsbetroffenen habe ich häufig erfahren, dass Freundinnen und Freunde sich von ihnen abgewendet haben.

«Über Randgruppen wird schon gelacht, aber selten mit ihnen und vor ihnen.»

Dementsprechend wird der Kreis von Menschen, die sich über einen lustig machen können, immer kleiner. Und wenn man sagen würde, dass das soziale Umfeld die Rolle als «Lustigmacher» übernehmen soll, entspräche das ja genau wieder der Haltung von «Ja ja, Witze über Menschen mit Behinderungen ist schon okay, aber macht das bitte unter euch». Es ist ein sehr schmaler Grat zwischen Acht geben und sich rausnehmen.



«Die Chronologie ist klar: zuerst damit auseinandersetzen, zuhören, nachdenken, und dann kannst du Witze machen.»

Und dieser schmale Grat ist Humor?

Humor kann ein Teil der Lösung sein, aber natürlich ist es mit dieser Sendung nicht gemacht. Ein paar Witze über Menschen im Rollstuhl reichen nicht aus, um diese Gesellschaft zu verändern. Wer «Tabu» schaut, sieht auch: Ja, du kannst schon Witze machen über die, aber die Chronologie ist klar: zuerst damit auseinandersetzen, zuhören, nachdenken, und dann kannst du Witze machen.

Dieses «netter Typ von nebenan»-Bild haftet dir etwas an. In den Medien wirst du mit Adjektiven wie «liebervoll», «laut und freundlich» oder mit «man muss ihn einfach mögen» beschrieben. Ist das dein Erfolgsrezept?

Ich weiss auch nicht, wieso mich alle mögen – anscheinend bin ich schon nicht so unangenehm. Das deckt sich auch damit, dass ich noch nie wirklich Feinde hatte. Und gerade bei den «Tabu»-Sendungen ist es natürlich auch immanent wichtig, dass ich nicht ein «huere Tubel» bin.

Wie bekommst du mit, dass dich alle mögen?

Mich erstaunt vor allem, dass

ich eigentlich nie in einem Shitstorm lande, obwohl ich recht heikle Themen anspreche – Homophobie, Rassismus, Sexismus oder was auch immer. Auch Hassnachrichten erhalte ich kaum.

«Es ist ein sehr schmaler Grat zwischen Achtgeben und sich rausnehmen.»

Wie erklärst du dir das?

Ein Grund dafür ist wahrscheinlich, dass ich meine Arbeit gut mache. Ich gebe mir beim Schreiben die grösstmögliche Mühe, Idioten so wenig Angriffsfläche wie möglich zu bieten. Mit Idioten meine ich natürlich alle, die anderer Meinung sind als ich (lacht). Nein, mit Idioten meine ich die, die es sich zu einfach machen, eine andere Meinung zu haben. Dementsprechend schreibe ich meine Texte so, dass sie es sich gut überlegen müssen, wenn sie etwas dagegen sagen möchten. Und wenn jemand mir dann schreibt, ich sei eine «linke Zecke», dann ist mir das eh egal.

Du bist in deiner Kunst also so etwas wie «liebepolitisch».

Ich bin vor allem unabsichtlich politisch, habe ich gemerkt. Erst mit der Zeit merkte ich, dass das, was mich interessiert und was ich wichtig finde, politisch ist. Das geht in die gleiche Richtung, wie wenn Leute mich fragen, weshalb ich eigentlich so Themen wie Sozialhilfe, Rassismus oder Flüchtlinge behandle. Meine erste Antwort ist immer: Ich habe mir das noch nie überlegt, aber ich finde es einfach interessant. Solche Themen will ich dann genau anschauen und zerpfücken. Vor allem absurde Dinge sind interessant und meistens auch lustig. Da kann ich dann auch nichts dafür, wenn das politische Themen sind (lacht).

Du hast also nicht das Ziel, mit deiner Themensetzung etwas zu verändern?

Nein. Ich fände das einen extrem unökonomischen Ansatz. Beispiel Flüchtlingskrise: Wenn man bedenkt, wie seit fünf oder sechs Jahren sehr offensichtlich und für alle sichtbar Menschen im Mittelmeer sterben – immer noch, die ganze Zeit und auch jetzt – und du schreibst darüber und es ändert sich eigentlich nichts, dann ist das höchst frustrierend. Ich finde es am erfolgsversprechendsten, wenn ich einfach die Dinge mache, die mich interessieren.

Wieso?

Weil es höchst wahrscheinlich auch andere Leute gibt, die sind wie ich. Die Chance, dass es diese auch interessiert, ist dann relativ gross. Das ist schlussendlich wohl auch, was es ausmacht, warum es bei mir funktioniert und warum die Leute mir nicht böse sind: Sie merken, dass die Dinge, die ich mache, mir irgendwie wichtig sind. Mich beschäftigt eine verkalkte Duschbrause fast so sehr wie Roger Köppel. Deshalb mache ich auch beides mit der gleichen Leidenschaft und der gleichen Detailversessenheit.

Und Leute zu erreichen, die das, was du interessant findest, noch nicht interessant finden, ist überhaupt nicht dein Ziel?

Nicht aktiv. Das wäre das Unökonomischste und Unpragmatischste überhaupt. Wenn du dich zu stark darauf konzentrierst, dass die von der ganz anderen Ecke des Verständnisses auf dich hören, dann arbeitest du ja für die, bei denen die Erfolgsaussichten am geringsten sind. Du läufst damit die Gefahr, dass du alle anderen verlierst, weil du ihnen immer noch dieselben Dinge erzählst, nur weil es die anderen noch nicht begriffen haben. Es ist ähnlich wie die Diskussion, ob man «mit Rechten reden» soll.

Sollte man?

Ich finde, man muss mit allen unbedingt so viel reden wie möglich, darf dabei aber nicht vergessen, dass man nur beschränkt Zeit und Energie hat. Ich habe zum Beispiel nicht mal ansatzweise ein Interesse mit Erich Hess zu sprechen. Bei allem, was ich von dem gelesen oder gesehen habe, fand ich einfach nur: Oh, das bringt ja überhaupt nichts.

Wäre aber genau das für den politischen Diskurs nicht wichtig?

Vielleicht. Diese Haltung vertreten aber in der Regel nur die Linken. Von einem Rechten habe ich jetzt noch nie gehört: «Was meint wohl der Schwarze Block zu diesem Thema?» oder «Was ist hier wohl die Haltung der Reitschule? Das würde mich jetzt noch interessieren» – diese Austauschbereitschaft besteht nicht auf beiden Seiten.

Sollte Kunst politisch sein?

Kunst ist meiner Meinung nach einfach politisch. Da kann man fast nichts dagegen machen. Meine Antwort auf die Frage ist deshalb: Nein, Kunst sollte nicht politisch sein. Aber sie sollte sich auf jeden Fall nicht zu sehr überlegen, ob sie es ist oder nicht.

Hast du dazu ein Beispiel?

Ich finde, sogar die Kunst von Mario Barth ist politisch. Der macht seit 150 Jahren Witze über Frauen. Das ist höchst politisch – obwohl er selbst das wohl gar nicht checkt. Aber die Art, wie und worüber er Witze macht, ist klar politisch. Es geht um Mann und Frau und damit um Sexismus, um Gender, um alles Mögliche. Das heisst, es ist sehr, sehr viel früher politisch, als man denkt. Darum lieber einfach machen, und wenn man merkt, dass es politisch ist, nicht gleich vor Angst zusammenzucken.

Künstler*innen können aber durchaus auch absichtlich politisch sein, oder nicht?

Klar. Aber extra etwas Politisches machen zu wollen, bringt meiner Meinung nach nichts. Ich nenne das «Lehrerkabarett». Die stehen auf der Bühne, erzählen, was die SVP gemacht hat und bringen dann einen schlechten Witz, in dem Blocher vorkommt. Wenn ich das sehe, finde ich das nicht weniger flach, als wenn Mario Barth sagt, dass seine Freundin lange im Bad hat.

Du sagst in Interviews, es sei für dich ein Privileg, als weisser cis-hetero-Mann über Rassismus und Sexismus zu sprechen.

Warum?

Es ist ein Privileg, weil ich mir das selber auswählen kann. Die anderen, die Betroffenen, müssen. Wenn du eine dunkelhäutige Frau bist, hast du bereits zwei Dinge, mit denen du täglich konfrontiert bist, sodass du darüber reden musst.

Wieso müssen?

Sie müssen nicht darüber reden, aber sie sind auf jeden Fall betroffen. Wenn du als Frau auf irgendeine Art und Weise am Arbeitsplatz mit Sexismus konfrontiert bist, dann wird dir das aufgezwungen. Du musst irgendwie reagieren. Du kannst es auch ignorieren, aber auch das ist eine Entscheidung – das Thema ist da. Für mich gilt das nicht. Womit werde ich konfrontiert? Vielleicht damit, dass ich aus St. Gallen komme oder dass ich eine kleine Warze im Gesicht habe.

Und als Frau ist das anders?

Wenn du als Frau Videos machst, vor allem im Internet, dann bist du sofort untervögelt, eine Schlampe oder du hast deine Tage. Mein Privileg ist damit, dass ich selber aktiv aussuchen kann, über welches Thema ich sprechen will. Das ist ja das Schönste für uns cis-hetero-Männer: Wir können einfach alles ignorieren, und mindestens unsere Generation könnte noch bis zum Lebensende gut leben. Die gesellschaftliche Entwicklung ist viel zu langsam, als dass wir uns von Horden von gefährlichen Queers und Frauen und Ausländern das Leben schwer machen lassen müssten.

Können nicht alle frei wählen, worüber sie sprechen möchten?

Leider nicht – als Gegenbeispiel zu mir kann ich hier Fatima Moumouni nennen, eine fantastische Slam Poetin und Autorin. Wenn sie befragt wird von irgendeiner Zeitung, dann geht es immer um Rassismus. Natürlich ist das auch ihr

«Die gesellschaftliche Entwicklung ist viel zu langsam, als dass wir uns von Horden von gefährlichen Queers und Frauen und Ausländern das Leben schwer machen lassen müssten.»

Thema, sie ist Aktivistin und hat enorm viel Wissen dazu – es wäre einfach schön, wenn sie, weil sie so gescheit ist, auch mal zu Dingen befragt würde, die nicht direkt mit Rassismus oder Sexismus zu tun haben.

«Wenn du als Frau Videos machst, vor allem im Internet, dann bist du sofort untervögelt, eine Schlampe oder du hast deine Tage.»

Weshalb sprichst du denn über Rassismus, Sexismus und Diskriminierung?

Es ist einfach extrem interessant. Gerade Homophobie oder Queerfeindlichkeit ist aus der Aussenperspektive etwas vom Lustigsten überhaupt. Es gibt nichts, was die Queers den Nichtqueers

auch nur ansatzweise antun könnten. Es ist so absurd, wenn Leute sich darüber aufregen – sie haben keinen Grund. Deshalb verlieren sie sich ja auch so verzweifelt in Religion und pseudomoralischen und ethischen Diskussionen, warum denn indirekt so eine «Ehe für Alle» uns irgendwo zerstört. Und je weiter sie argumentieren müssen, desto lächerlicher wird's. Eigentlich sind die Homofeindlichen so wie ich, also: unglaublich privilegiert, nur erkennen sie ihr Privileg nicht, dass es ihnen ewig gut gehen wird.

Bist du gerade als weisser cis-hetero-Mann auch verpflichtet, über Rassismus und Sexismus zu sprechen?

Eigentlich finde ich, die weissen cis-hetero-Männer wären viel mehr dazu verpflichtet, auch einfach mal die Schnauze zu halten. In den USA gibt es immer mehr Comedy aus der Trans-Community, von Leuten mit einer Behinderung, etc. In der Schweiz gibt es beispielsweise Eddie Ramirez, der vereint einfach gerade alles: Er ist im Rollstuhl, dunkelhäutig und non-binär. Deshalb: Hört Eddie Ramirez zu, der weiss es am besten, und vor allem ist er ganz grundsätzlich sehr lustig, nicht nur, wenn es um diese Themen geht.

Die Schnauze halten – da machst du aber genau das Gegenteil, oder?

Ja. Aber ich bin immer froh,



wenn anstelle von mir eine Frau, ein Mann mit Migrationshintergrund oder eine Trans-Frau gebucht wird. Schliesslich bin ich dermassen privilegiert, dass für mich noch genügend andere Spots übrigbleiben. Doch gerade wegen meinen Privilegien glaube ich auch, dass es eben beides braucht. Wenn ich über das Thema Rassismus spreche, kann mir durchaus entgegengehalten werden, ich hätte ja keine Ahnung.

Inwiefern?

Die, die wollen, dass das System so bleibt, wie es ist, können sagen: «Also ich habe einen Kollegen, der hat überhaupt nichts dagegen, wenn man Mohrenkopf sagt». Ich sage dann gern: «Hey, kennst du

Es braucht dich, aber eigentlich solltest du trotzdem besser die Schnauze halten. Wie wirkt sich diese Diskrepanz auf deine Texte zu den jeweiligen Themen aus?

Ich versuche sehr stark, nicht der zu sein, der hinsteht und sagt: «Schaut, ich bin jetzt da für euch, ich mache eure Themen, ich helfe euch». Das ist extrem gefährlich, denn dadurch wirst du zu einem «White Saviour». Deshalb versuche ich mir auch hier so viel Mühe zu geben wie möglich, sodass es für die betroffenen Menschen nicht unangenehm wird.

Gibt es gesellschaftliche Phänomene, die du bisher noch nicht behandelt hast, aber in Zukunft gerne thematisieren willst?

Ich stelle mir solche Fragen nicht wirklich. Satire darf alles, soll alles und sollte alles einmal probieren. Wenn dich etwas interessiert, dann geh dem nach, komm weiter und weiter und irgendwann hast du etwas, und das ist dann gut oder nicht gut und du machst es oder machst es nicht. Wenn du von Anfang an Themen ausschliesst, dann geht Vieles auf dem Weg dahin verloren. Und so wenig, wie ich finde, dieses Thema sollte man nicht ansprechen, genauso wenig sage ich: Über dieses Thema sollte ich unbedingt einmal sprechen. Ich glaube, wenn etwas zu aktiv und zu offensichtlich ein Ziel hat, dann wird es schneller langweilig. Deshalb habe ich keine Ziele – im Leben (lacht). **text: jana schmid; bilder: noah pilloud**

«Wenn weisse cis-hetero-Männer am liebsten jemandem zuhören, dann anderen weissen cis-hetero-Männern.»



Durch Welten wandeln

*Irgendwo im Nirgendwo
mit ein paar fremden Freunden sitzen
lachend an einem Becher nippen*

*Noch ein Schluck
Freiheit?
Noch ein Zug
Leichtigkeit?*

*«Stille»
der Applaus fällt aus*

*Suchende Augenpaare treffen sich
man erkennt sich nicht
die Masken sind ab
das Stück ist gespielt
alle sind fremd*

*Fragende Blicke richten sich in die Dunkelheit
Wo ist das Licht, das die Richtung zeigt?
Wo ist das Licht, das den Weg weist?*

*Von allen Hemmungen losgelöst
verlässt du die Wirklichkeit
steigst empor
immer höher
immer weiter
bis zu den leuchtenden Punkten am Himmelszelt*

*Von weit oben herabblickend
erkennst du dich selbst auf der Erde wieder*



*Erschrocken
schnappst du nach Luft
rennst los
durch die klare Winternacht*

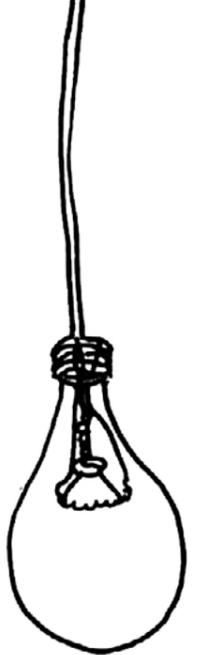
*Verzweifelnd nach einem Ausweg suchend
hetzt du durch das Labyrinth der Welten
bis ein Abzweiger mit dem leuchtenden Schriftzug
«Freiheit»
vor deinem inneren Auge erscheint*

*Zögernd näherst du dich dem verlockenden Pfad
die Beine sind schwer
das Gesicht weiss wie der letzte Schnee*

*Ringend mit dir selbst
bleibst du plötzlich stehen
der Körper erstarrt
ein einzelner Schritt getrennt
von der vorgezeigten Unendlichkeit*

*Überrascht von einem Windstoss
drehst du dich im Kreis
blickst zurückzurück
in die Vergangenheit*

*Vom Wind geleitet schlägst du auf
der Erde aufunsanft öffnest du deine Augen
erblickst den Sternenhimmel
friedlich über dir schwebend*



Noah (22) aus Bern fragt:

Wo kommt der ganze Staub her?

Lieber Noah

Vielen Dank für die überaus wichtige Frage – um den Staub ranken sich nämlich viele Mythen und das schon seit Jahrtausenden. Im alten Ägypten glaubte man zum Beispiel, dass der Wüstensand, der im weitesten Sinn ja auch Staub ist, nichts anderes als kleingemahlener Stein sei. Dieser aus heutiger Sicht geradezu abstruse Irrglaube hat sich glücklicherweise nicht bis in die Gegenwart gehalten, denn weiss doch jedes Kind, dass Stein grau und Sand gelb ist.

Jedoch ist bis heute die Ansicht weit verbreitet, dass Hausstaub zum grössten Teil aus menschlichen Hautschuppen, Fusseln, sowie Haaren und Blütenstaub besteht. Auch hierbei handelt es sich aber um einen Irrtum. Staub besteht nämlich primär aus polemischen Bemerkungen über Frau Widmer Schlumpf, sexistischen Scherzen, dünner Kommunismuskritik und Abrieb der Iyaz-Single «Replay». All seine Bestandteile vereint, dass sie heillos veraltet sind. Die Redewendung «sich aus dem Staub machen» bedeutet entgegen einer weitläufigen Meinung deshalb nicht, das Weite zu suchen, sondern den eigenen Charakter aus alten, abgegriffenen Ansichten, Klischees und Verhaltensweisen zusammenzuschustern.

Ein Beispiel? Kürzlich stellte ich fest, dass sich Tagi-Journalist und Kriegsreporter Kurt Pelda in der jüngeren Vergangenheit des Öfteren bemüht, die Angst vor dem Islam wieder politisch fruchtbar zu machen. So verlangte er etwa in einem Ende Oktober publizierten Text, eine Mindest(!)strafe von 10 Jahren Gefängnis, für (ehemalige) Mitglieder von Terrororganisationen. Bis jetzt kennt das Strafgesetzbuch nur zwei Straftaten mit einer solchen Mindeststrafe: Mord und Völkermord.

Auch wenn mir, der ich eiserner Verfechter rechtsstaatlicher Feinfühligkeit bin, ob solcher Gefühlstaubheit das Herzlein gefriert, dürfte Herr Pelda sich dafür doch den einen oder anderen jovialen Schulterklopper zuziehen. Den dadurch aufgewirbelten Staub musst du dann mühsam zusammensaugen, lieber Noah. Das ist der Kollateralschaden einer versteinerten Meinung.

Dein Experte yas

Auch wenn es die Dozierenden zu Semesterbeginn kollektiv und repetitiv abstreiten – es gibt sie, die dummen Fragen! Unser ExpertInnenteam nimmt sich ihrer an: eloquent, sachkundig und auch durchaus verständnisvoll. **Sende jetzt deine Frage an frage@studizytig.ch und GEWINNE zwei Tickets für einen Eintritt in den Dachstock.**

Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Beratung / Coaching

Persönliche Beratungen zu Themen wie: Studiengestaltung (Studienplanung, Studienfachwechsel und Fächerkombination, Alternativen zum Studium, Koordination von Studium und Erwerbsarbeit, Studium und Familie, Studienfinanzierung), Arbeits- und Lerntechniken und Bewältigung von Prüfungen, Laufbahnplanung und Berufseinstieg, Konflikte in persönlichen und studienbezogenen Beziehungen, Schwierigkeiten, Krisen und persönliche Entwicklung.

Mailberatung für Studierende zu Informationsfragen und bei persönlichen Anliegen unter www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Unsere Angebote sind vertraulich und unentgeltlich. Telefonische oder persönliche Anmeldungen nimmt das Sekretariat entgegen.

Information

Infos, Tipps und Downloads zu Lern- und Studienkompetenzen, z.B. zum Lernen, zum wissenschaftlichen Schreiben, zum Referieren, zur Prüfungs- und Stressbewältigung, gegen das Aufschieben (Prokrastination), Wegweiser zur Studienfinanzierung, Hilfreiche Infos und Materialien zu verschiedenen Studienphasen: Studienbeginn, Übergang Bachelor-Master, Doktorat sowie zum Berufseinstieg: Kompetenzprofil, Berufsfelder, Stellensuche, Bewerbung, Vorstellungsgespräch. www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Zu studiumsbezogenen und zu psychologischen Themen (z.B. persönliche Entwicklung, Beziehungen, Depressionen, Ängste, Konflikte) finden Sie ausgewählte Fachliteratur in unserer **Bibliothek**.

Workshops

Wir leiten Workshops zu Themen wie: Lern- und Arbeitstechniken, Referatskompetenz, wissenschaftliches Schreiben, Prüfungssituation, Stressbewältigung, persönliche Entwicklung und Sozialkompetenz, Berufseinstieg, Laufbahnplanung, Mentoring (Programm auf unserer Website).

Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Erlachstrasse 17, 3012 Bern

Tel. +41 31 635 24 35

E-Mail: beratungsstelle.bernerhochschulen@be.ch

Website: www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Montag bis Freitag 8.00 - 12.00 und 13.30 - 17.00 Uhr (Freitag bis 16.30 Uhr)

Die Bibliothek ist am Mittwochvormittag geschlossen.

Die Beratungsstelle ist auch während der Semesterferien geöffnet.



MASTER PMP MASTER OF ARTS
IN PUBLIC MANAGEMENT AND POLICY

- Ein Studium so spannend wie vielfältig
- Job-Aussichten in der öffentlichen Verwaltung, gemeinnützigen Organisationen, im Journalismus, Forschung und Lehre etc.
- Deine Ausrüstung für Kaderstellen und internationale Einsätze
- Interdisziplinär, akademisch und berufspraktisch
- Austauschsemester an den Partneruniversitäten Lausanne und Lugano sowie an ausländischen Partneruniversitäten möglich

Alle Informationen unter:

www.pmp.unibe.ch oder 031 631 53 11 oder pmp@kpm.unibe.ch

Anmeldung via ZIB bis 31. August 2020 (für Bärner Studis

gebührenfrei)

Rätsel



rätsel und gestaltung: ivo

Welcher Filmtitel versteckt sich in der Collage?

Sende das Lösungswort bis am 31. Januar 2020 an raetsel@studizytig.ch. Zu gewinnen gibt es 1x2 Tickets für die Vorstellung des Stückes «Fifa» vom Konzert Theater Bern am 28. Februar 2020. Viel Erfolg!



Hier noch Karel mit seiner Tarte Tatin

Impressum

Die *bärner studizytig* wird herausgegeben vom Studentischen Presseverein an der Universität Bern. Sie erscheint 4x jährlich mit einer Auflage von 11'857 Exemplaren.

Redaktion

Annina Burgherr (anb), David Burgherr (dab), Aline Haslebacher (aha), Céline Honegger (ceh), Luca Hubschmied (lh), Lucie Jakob (luj), Mirjam Klaus (mik), Lisa Linder (lil), Lynn Loosli (lol), Ivie Onaiwu (ivo), Fabio Peter (fpe), Noah Pilloud (nop), Karin Roethlisberger (kar), Rahel Schaad (ras), Yannic Schmezer (yas), Lukas Siegfried (lus), Jana Schmid (jas), Janine Schneider (jsc), Mathias Streit (mas), Saare Yosief (say)

Externe

Design: Jacqueline Brügger, Paolo Riva
Bilder: Aline Haslebacher, Lisa Linder, Mirjam Klaus, Ivie Onaiwu, Lukas Siegfried, Conny Hartmann, Noah Pilloud, Lynn Loosli
Layout: Ivie Onaiwu
Rätsel: Ivie Onaiwu
Lektorat: Karla Koller
Webseite: Felix Brönnimann, Julian Morf, Lukas Bieri; dreigestalten

Werbung

inserate@studizytig.ch

Kontakt

bärner studizytig, 3000 Bern
info@studizytig.ch, www.studizytig.ch

Druck

Mittelland Zeitungsdruck AG (AZ Print), Aarau

Redaktionsschluss *bärner studizytig* #19:

14.02.2020

Inserate-Aannahmeschluss: 07.02.2020

Erscheinungsdatum (Versand): KW 10

Redaktion SUB-Seiten

Nils Wyssmann (wy)

Kontakt SUB

redaktion@sub.unibe.ch

Verantwortlicher SUB-Vorstand:

Chen Xie,

chen.xie@sub.unibe.ch

Lektorat SUB-Seiten: Sebastian Held

Adressänderungen bitte melden an:

abo@studizytig.ch

Die *bärner studizytig* dient der Studierendenschaft der Universität Bern (SUB) als Publikationsorgan für Informationen für ihre Mitglieder auf den SUB-Seiten. Für SUB-Mitglieder ist das Abo der *bärner studizytig* im SUB-Mitgliederbeitrag inbegriffen.

Du bist nicht SUB-Mitglied, möchtest aber die *bärner studizytig* trotzdem nach Hause geschickt bekommen? Kein Problem! Sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch. Die Daten werden selbstverständlich vertraulich behandelt und nicht weitergegeben.

Du möchtest die *bärner studizytig* nicht mehr im Briefkasten? Dann schlafe noch eine Nacht darüber. Wenn du sie dann wirklich nicht mehr willst, sende eine E-Mail an abo@studizytig.ch.

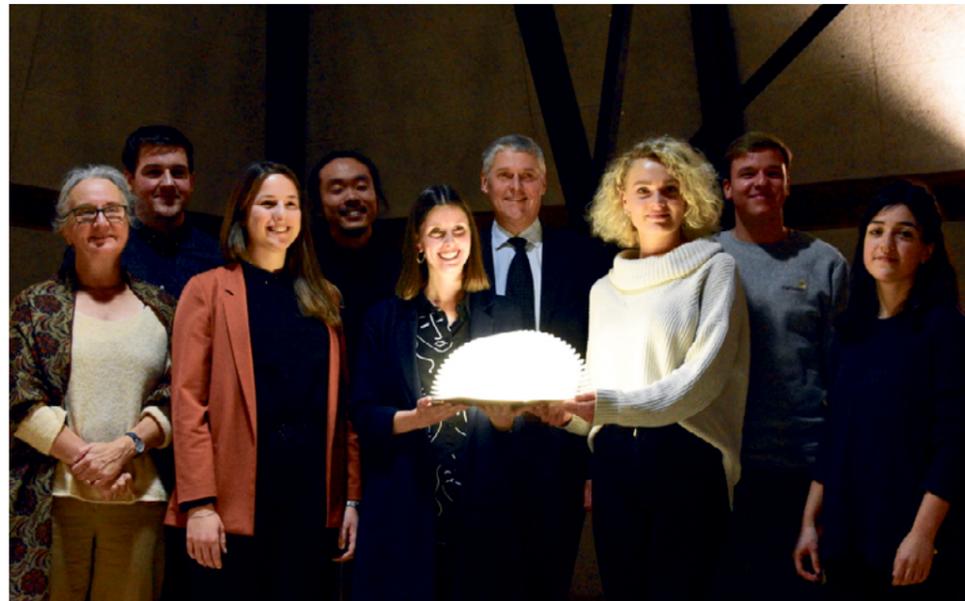
Plötzlich diese Einigkeit

Die Unileitung würdigt das gleichstellungspolitische Engagement der SUB mit dem hauseigenen «Prix Lux». Dies, obwohl die Positionen der Unileitung und der SUB in Sachen Gleichstellung erheblich voneinander abweichen.

Heute ist mensch sich einig. Das Engagement der SUB sei «beeindruckend», «innovativ», «nachhaltig», ja, gar «nachahmenswert». Vizerektorin Silvia Schroer würdigt die Gleichstellungsbestrebungen der SUB als Massnahmen «mit Transferpotenzial». Der vereinte SUB-Vorstand nimmt den Preis, ein Buch mit leuchtenden Seiten, dankend entgegen. Und Rektor Christian Leumann blickt in eine geheimnisvolle Zukunft. «Heute ist Gleichstellung ein weites Thema geworden», sagt er. «In Zukunft wird sie neue Konturen annehmen.»

Tatsächlich erhält die SUB den universitären Gleichstellungspreis «Prix Lux» auch, weil sie sich nicht bloss auf «klassische Themen der Gleichstellung», namentlich «den Frauenaspekt» (Leumann) konzentriert, sondern Gleichstellung zunehmend in einem umfassenden Sinne versteht. So setzte sich die SUB in der Vergangenheit nicht bloss gegen Sexismus, sondern vermehrt auch gegen Rassismus (im Rahmen der Aktionswoche gegen Rassismus der Stadt Bern) und Klassismus (beispielsweise mit dem SUB-Sozialfonds) ein. Ausserdem anerkennt die SUB die Vielfalt der Geschlechter, indem sie sich zum Beispiel für eine konsequent geschlechtergerechte Sprache oder die unkomplizierte Änderung des Geschlechtseintrags und des Vornamens auf der Legi einsetzt.

Wären danichtdieeigenwilligen Stimmen einzelner SUB-Vorständ*innen, die durchblicken lassen, dass die Forderungen der SUB inneruniversitär immer wieder



Vertreter*innen von Unileitung und SUB-Vorstand posieren mit dem leuchtenden «Prix Lux». bild: ronja fankhauser

auf massive Widerstände treffen, ginge an diesem Abend glatt vergessen, wie marginal das Gleichstellungsverständnis der SUB nach wie vor ist. Vergessen gingen die Polemiken, die schon nur die Umbenennung der SUB von «StudentInnenschaft» in «Studierendenschaft» auslösten. Vergessen ginge der Widerwille mancher Fakultäten, ihren Angehörigen am 14. Juni das Streiken zu ermöglichen. Und vergessen ginge auch, dass die Änderung des Vornamens und des Geschlechtseintrags auf der Legi dank der SUB heute zwar möglich ist, dass aber

Abschlussdiplome der Uni Bern immer noch mit dem Namen im Pass ausgestellt werden. Dies bedeutet, dass die Uni Bern Menschen, welche ihre Geschlechtsidentität anpassen, nach wie vor erst konsequent in ihrer angepassten Geschlechteridentität anerkennt, wenn dies auch von staatlicher Stelle geschehen ist – was sehr viel Zeit in Anspruch nehmen kann.

Zu hoffen bleibt also, dass die Unileitung das «Transferpotenzial» der Gleichstellungsbemühungen der SUB in Zukunft auch tatsächlich nutzt. **text: wy**



Stadt für alle!

Im Februar kommt die Initiative «Mehr bezahlbare Wohnungen» in der Schweiz zur Abstimmung. Der VSS und die SUB haben entschieden, die Initiative zu unterstützen. Dies macht Sinn, denn Wohnpolitik ist immer auch Hochschulpolitik. Eine kleine Rechnung.

In der Schweiz steigen die Mieten kontinuierlich an. Seit 2005 sind sie im Schnitt um 17% angestiegen, während die Teuerung im selben Zeitraum bloss 5% betrug. Dies bedeutet: Heute wird das durchschnittliche Haushaltsbudget stärker durch Mieten belastet als vor 15 Jahren. Gerade in den Städten wird es zunehmend schwierig, günstigen Wohnraum zu finden.

Um diese Entwicklung zu stoppen, hat der Schweizerische Mieterinnen- und Mieterverband die Initiative «Mehr bezahlbare Wohnungen» lanciert. Die Initiative will den Anteil an gemeinnützigen Wohnungen erhöhen. Anders als bei privaten Mietwohnungen wird im gemein-

nützigen Wohnungsbau keine Rendite von der Miete abgeschöpft und das Mietobjekt wird dauerhaft der Spekulation entzogen. Deshalb sind die Mieten von Genossenschaftswohnungen verglichen mit den Mietzinsen von konventionellen Mietwohnungen deutlich tiefer.

Der Verband der Schweizer Studierendenschaften (VSS) und die Studierendenschaft der Universität Bern (SUB) haben entschieden, die Initiative zu unterstützen. Dieser Schritt erstaunt nicht, denn die Schweizer Studierendenschaften betreiben bereits seit längerem Wohnpolitik. So veröffentlichte der VSS vor einigen Jahren ein Positionspapier «Wohnsituation», in dem er umfassende Massnahmen zur

Schaffung von preisgünstigem Wohnraum fordert. Und die SUB mischt seit einigen Jahren gleich selbst auf dem städtischen Wohnungsmarkt mit. Sie plant, auf der städtischen Überbauung «Mittel-/Vierfeld», eigene Wohnungen für Studierende zu schaffen. Doch weshalb interessieren sich die Schweizer Studierendenschaften für Wohnpolitik? Oder anders gefragt: Inwiefern ist die Forderung nach bezahlbarem Wohnraum ein hochschulpolitisches Anliegen?

Eine Antwort auf diese Frage findet sich im Verhältnis der Wohn-Ausgaben von Studierenden im Verhältnis zu ihrem Monatsbudget. Während rund 40% aller Studierenden bei den Eltern wohnen



Bald Zustände wie in Berlin? Dort werden pro Jahr 5000 Wohnungen zwangsgeräumt, weil die Bewohner*innen ihre Mieten nicht bezahlen können. Dagegen formiert sich Widerstand.

und kaum Geld für das Wohnen ausgeben, lebt die Mehrheit aller Studierenden in einer Wohnung ausserhalb des Elternhauses und wendet 33% des Monatsbudgets für die Unterkunft auf. Im Vergleich mit anderen Bevölkerungsgruppen ist dies ein sehr hoher Wert. So gibt der durchschnitt-

Die Schweizer Studierenden betreiben bereits seit längerem Wohnpolitik.

liche Haushalt in der Schweiz gemäss der aktuellen Haushaltsbudgeterhebung des Bundes bloss knapp 15% des Monatsbudgets fürs Wohnen aus. Und selbst das einkommensschwächste Fünftel der Schweizer Wohnbevölkerung wendet mit rund 32% seines Einkommens knapp weniger für das Wohnen auf, als der*die Durchschnittsstudent*in, welche*r ausserhalb des Elternhauses wohnt.

Studierende, welche nicht von anderen Personen (wie Eltern) mit unentgeltlichem Wohnraum oder Geld unter-

stützt werden, gehören damit zu jenem Teil der Bevölkerung, welcher am stärksten auf günstigen Wohnraum angewiesen ist. Steigen in der Schweiz die Mieten, so sind diese in besonderem Masse davon betroffen, weil deren Wohnausgaben bereits deutlich über den empfohlenen 25% der Gesamtausgaben liegen. Und weil steigende Mieten einkommensschwache Bevölkerungsschichten besonders stark treffen.

Zu einer hochschulpolitischen (und nicht bloss studentischen) Angelegenheit wird die Forderung nach bezahlba-

rem Wohnraum allerdings erst, weil Wohnsituation und Studienerfolg nachweislich zusammenhängen. So erachten gemäss Bundesamt für Statistik Studierende in der Schweiz die Doppelbelastung durch Studium und Job sowie den Umstand, aus finanziellen Gründen nicht mehr Zeit für das Studium zu haben als die beiden relevantesten studiumserschwerenden Aspekte. Steigen die Mieten, erschwert dies den erfolgreichen Verlauf des Studiums von finanziell benachteiligten Studierenden. Auch kann davon ausgegangen werden, dass Jugend-

Das will die Initiative «Mehr bezahlbare Wohnungen»

Die Initiative verpflichtet den Bund dafür zu sorgen, dass mehr bezahlbare Mietwohnungen entstehen. Dazu soll der Anteil an gemeinnützigen Wohnungen erhöht werden. Gemäss der Einschätzung des Initiativkomitees wird Wohnraum dadurch wirksam und dauerhaft der Spekulation entzogen und es entstehen Wohnungen, die im Schnitt deutlich günstiger als konventionelle Mietwohnungen sind. Laut einer Studie bezahlen Bewohner*innen von gewinnorientierten Wohnungen jährlich im Schnitt fast zwei Monatsmieten mehr als Bewohner*innen von vergleichbaren Genossenschaftswohnungen. In Kernstädten beträgt die Differenz gar mehr als drei Monatsmieten. Die Initiative wird von zahlreichen Verbänden und Parteien wie der SP oder den Grünen unterstützt. Abstimmungsdatum ist der 9. Februar 2020.

liche aus finanziell benachteiligten Haushalten eher von einem Hochschulstudium absehen, wenn die Lebenshaltungskosten

benachteiligten Studierenden beeinflusst. So berichtet rund die Hälfte aller Studierenden, die im Zusammenhang mit ihrem

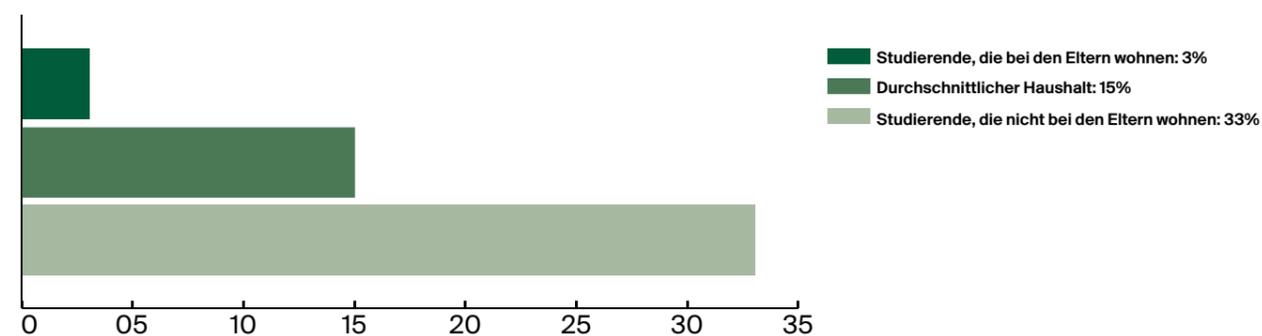
überdurchschnittlich häufig Probleme bei der Wohnraumsuche.

Steigende Mieten erschweren damit sowohl den gleichberechtigten Zugang zur Hochschulbildung als auch die freie Studienwahl. Und auch wenn die Initiative «Mehr bezahlbare Wohnungen» längst nicht alle Probleme, die sich für manche Studierende auf dem Wohnungsmarkt stellen zu bekämpfen vermag: Aus einer hochschulpolitischen Position, welche sich für einen gleichberechtigten Hochschulzugang einsetzt, ist sie zu befürworten. Die Schweizer Studierendenschaften tun gut daran, sich auch in Zukunft wohnpolitisch zu engagieren. **text: nils wymann; bilder: umbruch bildarchiv/zvg**

Studierende gehören zu jenem Teil der Bevölkerung, welcher am stärksten auf günstigen Wohnraum angewiesen ist.

von Studierenden ansteigen, ohne durch finanzielle Unterstützung (wie Stipendien) abgefedert zu werden. Vermutet werden darf weiter, dass der Zugang zu günstigem Wohnraum die Studienwahl von finanziell

Studium ihren Wohnstandort wechseln, von Schwierigkeiten bei der Suche nach einer Wohnmöglichkeit. Studierende, die in der Grosse region Zürich (53%) oder der Genferseeregion (66%) wohnen, nennen



Der Anteil der Wohnausgaben am monatlichen Budget variiert erheblich je nach Bevölkerungsgruppe und Wohnform. Quelle: Bundesamt für Statistik



HAUSGEMACHTE
SALATE



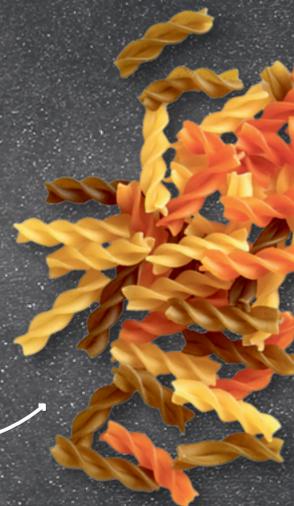
FEINE SANDWICHES

JETZT NEU

COOP BERN LÄNGGASSE



COFFEE TO GO
MIT GIPFELI



ALLES FÜR DEN
TÄGLICHEN BEDARF

Coop Bern Länggasse
Länggassstrasse 35
3012 Bern

Öffnungszeiten

Mo bis Do 7.00 bis 20.00 Uhr
Fr 7.00 bis 21.00 Uhr
Sa 7.00 bis 17.00 Uhr



Für mich und dich.

2.-
HOT-DOG FÜR 2.-

Einlösbar bis 31.1.2020 im Coop Bern Länggasse.
Solange Vorrat. Bon an der Kasse abgeben. Bon nur einmal
einlösbar und nicht mit anderen Bons/Rabatten kumulierbar.



20%
RABATT

AUF DAS GANZE KARMA-,
NU3 & VEGANZSORTIMENT

Einlösbar bis 31.1.2020 im Coop Bern Länggasse.
Bon an der Kasse abgeben. Bon nur einmal einlösbar und
nicht mit anderen Bons/Rabatten kumulierbar.



2 061000 172744



Für mich und dich.



2 063000 179549



Für mich und dich.